Band 967 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

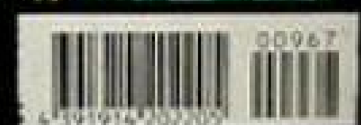
Die große Gruselserie von Jason Dark

Geister aus der Zukunft

Band 967 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Geister aus der Zukunft

John Sinclair Nr. 967

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 21.01.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Geister aus der Zukunft

»Ich werde die vier Männer töten!« hatte Thamar gesagt. In ihre Stimme hatte dabei eine Entschlossenheit gelegen, die Shao erschreckte.

»Töten?« flüsterte die Chinesin.

»Ja, du hast richtig gehört. Ich werde diese vier Verbrecher töten, denn sie werden nicht aufgeben, das weiß ich genau. Sie wollen uns vernichten, und das kann ich nicht zulassen. Deshalb müssen sie sterben. Ich werde sie auch bekommen.« Thamar lächelte verhalten. »Du wirst mir dabei sogar helfen, Shao.« Thamar deutete auf den Monitor und die Tastatur. »Das ist unser Werkzeug.«

Shao wollte es nicht wahrhaben. »Tut mir leid, das begreife ich nicht. Das ist doch unmöglich.«

»Nein, das ist es nicht. Man muß sie mit ihren eigenen Waffen schlagen. Das habe ich gelernt, Shao. Ich kenne mich mit der Elektronik aus, denn die Fremden haben nicht nur genommen, sie haben auch gegeben, verstehst du?«

»Nicht ganz. Oder haben sie dir gezeigt, wie man mit dem Computer umgeht?«

»Nein, nicht gezeigt, sie haben mir das Wissen einfach mitgegeben. Es mir in mein Gehirn eingepflanzt, wenn du so willst. Ich weiß, wer mich und die anderen verfolgt. Es ist die NSG. Sie haben die Landung der Fremden und unser Treffen mit ihnen auf elektronischem Weg beobachtet. Ihre Spionagesatelliten umkreisten die Erde. Einen von ihnen werde ich mit Hilfe deines Computers anzapfen.«

»Und dann?«

»Werden vier Killer sterben.«

Shao trat einen Schritt zurück und schlug gegen ihre Stirn. »Nein«, sagte sie, »das schaffst du nicht. Das ist nicht möglich, Thamar. Das ist…«

Sie vollendete den Satz nicht, denn die andere Frau hatte sich so gedreht, daß sie Shao anschauen konnte, und ihr Blick sprach Bände.

Shao wußte plötzlich, daß sie unrecht hatte. »Doch?« hauchte sie.

»Ja.«

Die Chinesin spürte den Kloß im Hals. Sie war kaum in der Lage, ein Wort zu sagen. Schließlich preßte sie hervor: »Wenn das wirklich zutreffen sollte, wäre das Mord.«

Thamar schüttelte den Kopf. »Nicht bei ihnen. Ich denke an meine Freundin Estelle. Ihr wurde die Kehle durchgetrennt. Wahrscheinlich nachdem man sie gefoltert hat. Das ist kein Mord, Shao, das ist eine Gerechtigkeit, wie ich sie sehe.« Sie deutete auf den Computer. »Schau hin, es ist alles harmlos - noch. Aber ich werde ihn so manipulieren, daß ich mit dem Satelliten oben im All eine Verbindung hergestellt habe. Dann werde ich deren Signale manipulieren. Ich werde sie um ein Vielfaches verstärken können, denn ich sagte dir bereits, daß die Außerirdischen nicht nur genommen, sondern auch gegeben haben. Vielleicht befindet sich in meinem Hirn ein Modem, das alles Empfangene verstärkt. Ich weiß es nicht genau, aber ich kenne meine Kräfte.«

»Was haben die vier Killer denn mit einem im All schwebenden Satelliten zu tun?« rief Shao.

»Sie stehen mit ihm in Verbindung.«

»Wie?« In ihren Augen lag ein Fieber, und sie hatte sich sogar bei der letzten Frage gebückt.

»Ja, Shao, denn auch diese Leute erhalten ihre Befehle. Eben über

den großen Bruder im All. Jeder von ihnen ist im Besitz eines winzigen Empfängers, der die Befehle in Worte umwandelt und an einen Kopfhörer weiterleitet. Ein Meisterwerk der Elektronik, von der NSG erfunden und an besondere Außendienstler verteilt. Ich werde die Strahlen so stark verändern, daß sie die Männer vernichten.«

»Nein, das ist…«

»Die Köpfe werden ihnen platzen!« erklärte Thamar mit emotionsloser Stimme.

Shao, die wirklich nicht technikfremd war, schüttelte nur den Kopf. »Das glaube ich nicht. Das kann ich mir nicht vorstellen. So etwas darf es doch nicht geben.«

»Es darf vieles nicht geben, aber es existiert trotzdem!« erklärte die Frau und sie schaltete eine Sekunde später den Computer ein, wobei sich gleichzeitig das Licht in ihrem dritten Auge verstärkte und einen Widerschein auf den Monitor warf.

Shao konnte es nicht fassen. Bis jetzt hatte sie daran gezweifelt. Nun aber mußte sie erkennen, welch eine Macht in dieser Frau steckte, die sie so unterschätzt hatte. Aber sie war eine Psychonautin und mehr, denn unbekannte Wesen hatte sie entführt und dafür gesorgt, daß ihre Kräfte noch weiter verstärkt wurden.

Was soll ich tun?

Diese Frage beschäftigte Shao. Die Person vor ihr, gegen deren Rücken sie starrte, war bereit, einen vierfachen Mord zu begehen. Und Shao stand nicht nur auf der Seite des Gesetzes, eben durch ihre Partnerschaft mit Suko, sie hatte auch ein Gewissen, gegen das sie nicht an konnte. Es war einfach da, es meldete sich, und sie kam zu dem Entschluß, Thamar an ihrem Vorhaben zu hindern.

»Bitte«, flüsterte sie, »laß es sein.«

»Stör mich nicht!« Ihre Stimme klang so anders. Kalt und hart, wie jemand, der sich von seinem einmal gefaßten Entschluß auf keinen Fall abbringen lassen wollte.

Das Auge spiegelte sich auf dem Monitor des Computers wider. Deshalb konnte Shao es auch so deutlich sehen. Es hatte sich mit einem starken Licht gefüllt. Ein gelber Kranz aus Strahlen umflorte diesen Gegenstand, und auf dem Monitor zeigten sich plötzlich Gebilde, die Shao in keinem ihrer Programme und in keiner Diskette gespeichert hatte.

Blitze huschten von oben nach unten und von links nach rechts über das Viereck. Manche hell, andere farbig. Das Bild erinnerte an ein elektronisches Wirrwarr, aber Thamar entdeckte darin ein System, denn sie nickte einige Male.

»Der Kontakt ist da!« flüsterte sie.

»Und? Sind sie schon tot?«

»Noch nicht. Der Satellit wurde von mir angezapft. Er wird jetzt seine

Befehle weitergeben.«
»Wie lange haben die Männer noch zu leben?«
Das Auge auf dem Monitor schimmerte wieder heller. Als hätte es einen Energiestoß bekommen.
Noch war Zeit.
Shao konnte es nicht zulassen. »Bitte, Thamar, überleg es dir. Tu es nicht! Ich bitte dich. Man kann sie auch anders bestrafen.«
Sie ging nicht auf den Einwand ein. »Ich habe Kontakt«, flüsterte sie, »und auch der Satellit wird Kontakt mit den Empfängern bekommen.«
Ihre Stimme senkte sich. »Sie haben keine Chance. Nicht die geringste.«
Genau diese Worte waren für Shao das Startsignal. Sie konnte einfach nicht länger zuschauen, auch wenn sie die Morde indirekt nicht mitbekam. Aber ihr Gewissen ließ sich nicht abstellen.
Ein kurzer Schritt brachte Shao direkt hinter Thamar. Sie wollte den Kontakt zwischen ihr und dem Monitor unterbinden, deshalb griff sie mit beiden Händen zu. Wie Klauen preßte sie ihre Finger auf die Schultern der anderen.
Shao schrie auf!
Sie hatte das Gefühl, von einem Funkensturm umgeben zu sein. Etwas schlug unbarmherzig durch ihren Körper wie eine mörderische Peitsche.
Sie schaffte es nicht, ruhig stehen zu bleiben. Shao zitterte. Sie wollte sich wegdrehen und mußte feststellen, daß sie den Kontakt schon lange verloren hatte. Es war ihr nicht bewußt geworden, daß sie rücklings auf dem Teppich lag und dicht neben ihrem Gesicht die Beine des Sessels sah.
Sie lag da und war gelähmt. Nicht mal den kleinen Finger konnte sie bewegen. Die Augen blickten starr zur Decke, aber ihr Gedankenapparat funktionierte noch.
Jetzt sind sie tot! Jetzt sind sie tot! Wie auch immer. Ich habe verloren!
Allmählich ebbten die rätselhaften Energieladungen in ihrem Innern ab.
Sie merkte, daß sie sich wieder aufrichten konnte, aber aus eigener Kraft fiel es ihr schwer. Mühsam wälzte sie sich auf die Seite, um sofort danach zu erschlaffen.
»Laß es sein, Shao«, hörte sie Thamars Stimme und wenig später ihre leisen Schritte.
Da war die Fremde bei ihr und bückte sich. Aber sie hob Shao nicht an, sondern strich mit ihren Händen über deren Stirn. Das dritte Auge schwebte dabei wie ein allmählich verblassendes Omen über Shaos Kopf.
»Jetzt kannst du aufstehen!«

»Ja«, murmelte die Chinesin. Sie kam auf die Füße, als wäre nichts zuvor geschehen.
Beide Frauen schauten sich nur an.

***

Die Zunge war wieder zurück in den Mund des Farbigen geschnellt, aber Chris Baker schrie noch immer. Er war gefangen in einem Strom aus Schmerzen. Wir, die Zuschauer, Suko, der Anwalt Walbrook, Vincent Crenna und ich, wir alle konnten dem Mann nicht helfen. Es war ja auch niemand zu sehen gewesen, der ihm die Schmerzen hätte zugefügt haben können.
Sein Schreien war schlimm. Urplötzlich brach es ab. Von einem Augenblick zum anderen fiel der Agent der NSG zu Boden und blieb starr liegen.
Tot?
Ich wollte hin, Suko ebenfalls. Der Anwalt Walbrook stand da wie angegossen, bleich im Gesicht, schweißbedeckt und leicht keuchend. Er sah aus wie jemand, der damit rechnet, als nächster erwischt zu werden, aber keinen von uns traf es.
Wohl aber die anderen drei Agenten. Baker hatte geschrien, als es ihm an den Kragen ging. Seine Leute starben ebenfalls, nur auf eine andere und vielleicht noch grauenhaftere Weise, denn sie vergingen im Sitzen, und kein Laut drang über ihre Lippen. Sie veränderten kaum ihre Haltung. Ein kurzes Zucken, verbunden mit einer Verzerrung ihrer Gesichter, als spürten sie einen bösen Schmerz, und plötzlich wurden ihre Gestalten schlaff. Es gab nichts mehr, was sie hielt.
Einer rutschte vor, aber er fiel nicht. Die beiden anderen waren zur Seite gekippt, als hätten sie den Anweisungen eines Regisseurs gehorcht. Der eine nach rechts, der andere nach links.
Stille. Es war vorbei - unglaublich…
Ich fand mich neben Baker knieend wieder, ohne richtig zu wissen, wie ich dorthin gekommen war. Ich fühlte schon mit den routinierten Bewegungen eines Arztes nach und mußte feststellen, daß diesem Menschen nicht mehr zu helfen war.
Hinter meinem Rücken wollte der Anwalt anfangen zu toben. Suko schrie ihn an und hielt ihn auch fest. Der Mann mußte regelrecht gebändigt werden, sonst drehte er noch durch.
Die drei anderen Männer untersuchte ich ebenfalls. Nur sicherheitshalber. Sie gaben kein Lebenszeichen mehr von sich. Erst jetzt kriegte auch ich den Schock mit, da die Spannung in mir etwas nachließ. Suko und ich waren beileibe keine Maschinen, auch uns ging so etwas ans Eingemachte. Daß hier innerhalb kurzer Zeit vier Menschen gestorben waren, das konnten auch wir nicht so ohne

weiteres hinnehmen. Es war verdammt an der Grenze dessen, was der Mensch aufnehmen konnte.

Meine Handflächen waren feucht, als ich mich wieder hinstellte. Ich tauchte hervor wie aus einem Traum und realisierte erst jetzt, daß wir uns auf dem Gelände des Flughafens befanden, von dem aus die vier Agenten, obwohl sie sicherlich Killer waren, in die Staaten hatten abgeschoben werden sollen, denn von dort waren sie gekommen. Sie arbeiteten für die National Security Guard, einen Super-Geheimdienst, der mit weitreichenden Kompetenzen ausgestattet war und dank seiner technischen Möglichkeiten im großen Stil überwachen und kontrollieren konnte.

Seine vier Agenten würden ihre Heimat nie mehr sehen. Sie waren vor unseren Augen gestorben. Abgesehen von den diplomatischen Verwicklungen, die eintreten mußten, kreisten meine Gedanken um ihren Tod direkt. Wie war es überhaupt möglich, daß die vier Männer so plötzlich starben? Ohne Gegenwehr, von einem Augenblick zum anderen. Regelrecht aus dem Leben gerissen. Da hatte sie etwas erwischt, gegen das sie nicht ankamen.

Ein Mord aus der Ferne. Ich wußte nicht Bescheid. Unsere Experten würden herausfinden, wie die vier Männer umgekommen waren. Für mich hatte es ausgesehen wie eine Rache.

Damit dachte ich auch daran, wie es begonnen hatte. Durch einen Tip hatten wir von der Frau erfahren, die auf einem im Hafen liegenden Schiff gefangengehalten wurde. Mitten in der Nacht waren Suko und ich auf die Suche gegangen. Auf dem leeren Schiff, dessen Mannschaft von der Polizei wegen Schmuggels festgehalten wurde, hatten wir tatsächlich die fast nackte Frau an eine Kette gebunden im Bauch des Kahns gefunden. Wir hatten sie befreit und festgestellt, daß sie ein drittes Auge hatte. Die junge Frau hieß Thamar; sie war eine Psychonautin. Den Grund ihrer Gefangennahme wußten wir bisher noch nicht, aber nach dem Verlassen des Schiffes hatten uns die vier jetzt toten Agenten der NSG eine Falle gestellt. Sie hatten unseren Wagen zusammengeschossen und hätten auch uns sicherlich ins Jenseits geschickt, wenn es Suko und mir nicht gelungen wäre, sie zu überwältigen.

Thamar aber hatte die Chance zur Flucht genutzt.

Uns blieben die vier Agenten. Durch ihren Anwalt Walbrook und durch dessen Beziehungen nach ganz oben, waren wir gezwungen gewesen, sie wieder laufenzulassen. Sie sollten abgeschoben werden, was nun nicht mehr ging.

Zwischendurch aber hatten wir einen Anruf aus Deutschland erhalten.

Unser Freund Harry Stahl arbeitete an einem ähnlichen Fall. In Frankfurt hatte eine Putzfrau die halb verweste Leiche einer Frau in

einem Speichergebälk entdeckt. Auf der Stirn der Toten hatte sich noch schwach ein drittes Auge abgezeichnet.

Also auch eine Psychonautin, und Harry hatte nichts anderes zu tun gehabt, als uns Bescheid zu geben, weil ihm dieser Fall doch etwas zu kompliziert erschien, obwohl ihm eine Kollegin zur Unterstützung zugeteilt worden war.

Uns war klar, daß es zwischen den beiden Fällen eine Verbindung gab, und wir gingen zudem davon aus, daß diese beiden Psychonautinnen nicht die einzigen gewesen waren.

Viel mehr wußten wir nicht. Wir stocherten noch immer im Teig herum, ohne die Rosinen gefunden zu haben.

Vincent Crenna kam auf mich zu. Suko blieb bei Walbrook, der am gesamten Körper zitterte. Auch Crenna hatte Mühe, die Fassung zu bewahren. Er sah elend aus.

»Verdammt, Sinclair!« brachte er mühsam hervor. »Was ist das nur gewesen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie sind tot?«

Ich nickte.

»Einfach so?« Seine Stimme zitterte.

»Natürlich nicht. Aber fragen Sie mich was Leichteres. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie man sie getötet hat. Das werden, unsere Experten festzustellen haben.«

»Das war ein Sterben wie mit der Fernbedienung!« keuchte er. »So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Ja, irgendwo schon. Als wären sie von Stromstößen erwischt worden. Ich kann Ihnen nichts anderes sagen, aber Sie sollten jetzt die Nerven behalten.«

»Habe ich das nicht schon?«

»Richtig. Ich meine es auch anders. Es darf nichts von dem, was hier geschehen ist, an die Öffentlichkeit gelangen. Wir müssen zunächst den Mantel des Stillschweigens darüber breiten.«

Er schüttelte den Kopf. »Wie wollen Sie das denn alles bewerkstelligen?«

»Ich nicht, mein Chef. Sie spielen mit, Mr. Crenna. Niemand darf diesen Raum betreten.«

»Und was wird mit dem Anwalt?«

»Der wird sich diesmal zu fügen haben. Schließlich ist hier ein vierfacher Mord passiert.«

Crenna nickte vor sich hin. »Ja, ein vierfacher Mord. Das ist Irrsinn, das verstehe ich nicht.« Er deutete auf die Toten. »Diese Männer sind gestorben, als befänden wir uns hier in einem Science-Fiction-Film. So etwas ist Zukunft -oder?«

Ich hob nur die Schultern und enthielt mich einer Antwort, denn ich

dachte auch an Magie, aber damit wollte ich diesen Mann, einen Realisten, nicht konfrontieren.

Er hatte sich wieder gefangen. »Dann sorge ich dafür, daß vorerst niemand diesen Raum betreten kann.«

»Abgesehen von unseren Spezialisten, Mr. Crenna.«

»Das versteht sich.« Einen letzten scheuen Blick warf er noch auf die Leichen, hob die Schultern und ging. Der Mann schlich förmlich davon, wie jemand, der noch immer die Peitsche des Psycho-Terrors in seinem Nacken spürt.

Sidney Walbrook, Suko und ich blieben mit den Leichen zurück. So schlimm der Schock für Walbrook auch gewesen sein mochte, er hatte sich jetzt wieder gefangen. Mit zwei Fingern lockerte er seinen Krawattenknoten, bevor er schnaufend Luft holte und uns anstarrte.

Wir wußten, was kommen würde, deshalb winkte ich schon im voraus ab. »Nein, Mr. Walbrook, nicht so!«

»Was soll das heißen, Sinclair?«

»Daß Sie zunächst über das, was hier vorgefallen ist, schweigen werden. Tun Sie es nicht, werden Sie Ärger bekommen. Das garantiere ich Ihnen hoch und heilig.«

»Schweigen - ich?« Er blähte sich auf, und sein Gesicht lief hochrot an.

»Das ist eine Erpressung, was Sie da von mir verlangen. Die reinste Erpressung.«

Während Suko telefonierte, blieb ich vor Walbrook stehen. »Nein, das ist keine Erpressung, sondern eine zwingende Notwendigkeit. Hier ist etwas - sagen wir ruhig - Übernatürliches geschehen. Wir müssen dem alle Rechnung tragen, auch Sie, Mr. Walbrook.«

»Aber es waren meine Mandanten!« fauchte er mich an. »Ich bin für sie verantwortlich gewesen.«

»Nur bedingt.«

Er redete weiter. »Zudem waren es Amerikaner.« Dann kam er einen Schritt auf mich zu, wobei er versuchte, die Toten nicht anzuschauen.

»Wissen Sie eigentlich, Sinclair, was das bedeutet? Ist Ihnen das richtig klar geworden?«

Er schaute mich dabei an wie der Lehrer seinen Schüler, der die Matheaufgabe nicht packte.

Ich ging zurück, da ich mich vor seinem säuerlichen Atem ekelte. Und dabei sagte ich: »Doch Mr. Walbrook, ich weiß Bescheid.«

»Nein, das wissen Sie nicht. Sie ahnen gar nicht, welche Macht hinter ihnen steckt.«

»Steckte.«

»Noch steckt, Sinclair.« Er spielte sich auf wie bei einem Plädoyer vor Gericht. Einige Male tippte er mit dem Zeigefinger in meine Richtung.

»Das kann Ihnen nicht klar sein. Selbst Ihre Leute haben gekuscht. Sir

James Powell kam nicht weiter. Es standen andere auf, die ihn stoppten. Auch hier haben gewisse Leute Macht. Und eines weiß ich jetzt schon, Sinclair. Sie werden sich einen Riesenärger einhandeln. Es ist durchaus möglich, daß Sie Ihren Job hier verlieren. Alles ist drin, das sage ich Ihnen. Sie werden Druck bekommen wie nie zuvor im Leben. Vier auf eine rätselhafte Weise gestorbene Männer, die zudem einen Job und Auftrag hatten, das nimmt die andere Seite nicht so leicht hin.«

»Sie wird sich daran gewöhnen müssen!« erklärte ich.

Der Anwalt winkte ab. »So wie Sie kann nur jemand reden, der nicht weiß, was auf ihn zukommt.«

»Ich warte es gelassen ab. Auch die National Security Guard schafft mich nicht.«

»Abwarten.«

»Und was wollen Sie tun?«

Sidney Walbrook grinste mich von der Seite an. »Es versteht sich doch wohl, daß ich nicht einfach zuschauen kann. Oder sind Sie da anderer Meinung, Sinclair?«

»Werden Sie deutlicher.«

»Meine Auftraggeber bekommen einen schriftlichen Bericht. Ich werde alles sehr detailliert festhalten, was sich hier zugetragen hat. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Gut.«

»Was heißt das?«

»Schreiben Sie Ihren Bericht. Vergessen Sie nichts. Aber die Taten sind in diesem Land geschehen, und unsere Leute werden die Leichen untersuchen. Wir werden herausfinden, was geschehen ist, und dann sehen wir weiter.«

»Das glaube ich auch.«

»Wenn Sie wollen, können Sie gehen, Mr. Walbrook«, erklärte Suko, der die letzten Sätze gehörte hatte. »Die Spezialisten sind bereits unterwegs, und ich kenne sie. Diese Leute mögen keine Störungen. Das nur am Rande, Mr. Walbrook.«

Er überlegte noch, wie er auf diesen eleganten Rausschmiß reagieren sollte und ob er einen Vorteil aus ihm ziehen konnte. Zu tun gab es für ihn tatsächlich nichts. Er stand da, schaute ins Leere, bevor er seinen Krawattenknoten wieder hochschob und sich ohne Abschiedsgruß auf den Weg machte.

Die Tür schlug hinter ihm zu. Suko und ich schauten uns an. Mein Freund hob die Schultern. »Das hat selbst einen Advokaten wie Walbrook ziemlich aus der Bahn geworfen.«

»Klar. Wer ist schon Zeuge bei derartigen Vorfällen?«

»Verstehst du sie?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, Suko. Das überlasse ich den

Spezialisten.«

»Du denkst nicht an Magie?«

»Nein. Und wenn es doch stimmt, komme ich damit nicht zurecht. Ich weiß nicht, wie so etwas geschehen konnte. Auf der anderen Seite müssen wir davon ausgehen, daß es möglicherweise eine gewisse Überwachungstechnik gegeben hat.«

»Du denkst an eine Kontrolle?«

»So ist es.«

»Wer soll wen kontrollieren?«

Ich hob die Schultern. »Es ist nur Theorie, aber ich habe mal gelesen, daß es Wissenschaftlern gelungen ist, irgendwelchen Leuten winzige Empfänger in die Köpfe einzupflanzen. So daß sie auf Funkbefehle reagieren.«

»Dann wären sie ja Roboter.«

»Was stört dich daran?«

»Einiges, John, einiges. Schon der Gedanke an sich macht mir angst. Der manipulierte Mensch will mir nicht gefallen, da bin ich ehrlich und auch empfindlich.« Er blickte nachdenklich gegen die vier toten Männer.

Drei von ihnen sahen aus, als säßen sie auf ihren Stühlen, um ein Nickerchen zu halten. Nur der vierte lag reglos am Boden. »Ich denke schon, daß es so etwas wie eine Initialzündung gegeben hat, John, aber ich glaube nicht daran, daß sie irgendwelche Empfänger in den Köpfen tragen, um zu sterben, wenn sie versagt haben.«

»Was wir glauben, ist egal. Ich traue diesen Burschen eben nicht. Aber nicht nur der NSG. Unsere Leute sind wohl nicht besser. Mir kommt es noch immer so vor, als hätten sie versagt und wären deshalb getötet worden.«

»Kann ich nicht akzeptieren, John.«

»Warum nicht?«

»Dann hätten die Hintermänner das ganze Theater nicht aufzuführen brauchen. Einen Anwalt engagieren. Die Intervention beim Innenministerium. Sir James wurde zuerst kaltgestellt. Wir sollten folgen. Sie hätten die vier schon in der Gasse am Hafen ausschalten können. Das wäre sogar eine weniger spektakuläre Umgebung gewesen. Hier gab es mehr Zeugen. Du kannst ja von diesem Dienst denken, was du willst, aber dumm sind die Typen bestimmt nicht. Sie arbeiten lieber im geheimen.«

Ich starrte ihn an und nickte. »Ja, du hast recht, wenn du es von dieser Seite aus betrachtest. Da muß ich dir voll und ganz zustimmen.«

»Eben.«

Wir steckten wirklich in der Klemme. Es reizte mich ja, an den Toten eine erste Untersuchung vorzunehmen, ob wir tatsächlich etwas

fanden, das auf einen ferngesteuerten Mord hingedeutet hätte, aber in diesem Augenblick kehrte Vincent Crenna zurück. Er zeigte sich erholter. Er hatte sich auch gewaschen. Seine Haare glänzten noch feucht. Sein Lächeln war kantig und unecht. Eine Frage brauchte er nicht zu stellen, wir lasen sie von seinem Gesicht ab.

»Nein, es hat noch nichts Neues gegeben«, erklärte ich.

»Aber dieser Anwalt ist weg.«

»Darüber sind wir froh.«

»Was wird passieren?«

»Wir können nicht in die Zukunft schauen, Mr. Crenna. Aber das war erst der Beginn.«

Er schaute mich an wie jemand, der sich vor bestimmten Dingen fürchtete. »Der Beginn«, flüsterte er. »Verflucht noch mal, wie sieht dann das Ende aus?«

»Können Sie in die Zukunft schauen?«

»Nein.«

»Wir auch nicht.«

Crenna hüstelte. »Aber es muß doch eine Erklärung geben«, sagte er mit noch immer nicht klarer Stimme. »So etwas können wir alle nicht auf sich beruhen lassen.«

»Unsere Spezialisten werden diese Erklärung finden, Mr. Crenna«, erklärte ich.

»Meinen Sie?«

»Davon sind wir überzeugt.«

Er strich mit der flachen Hand über sein Haar. »Wenn Sie so denken, muß ich Ihnen recht geben. Ich werde jedenfalls einen Bericht verfassen müssen und das Ende dabei offenlassen.« Er schüttelte den Kopf. »So etwas ist mir noch nie passiert und wird mir hoffentlich auch nicht wieder passieren.«

Wir konnten ihm das nachfühlen. Seine Probleme waren allerdings nicht die unseren. Wir mußten weitermachen. Wir mußten unter Umständen auch den oder die Mörder der vier Agenten finden, wobei ich mich immer mehr von der Überzeugung entfernte, daß tatsächlich der NSG dahintersteckte.

Wenn nicht er - wer dann?

Und da setzte sich etwas in meinem Kopf zusammen, das ich zuerst nicht glauben, dann aber nicht aus den Augen lassen wollte. Es gab eigentlich nur eine Lösung.

Thamar!

Sie war eine Psychonautin. In ihr steckte ein Teil des sehr alten und längst verschollenen Wissens. Sie gehörte zu den Menschen, die nicht nur viel wußten, sondern dank ihres dritten Auges auch gewisse Dinge in Bewegung setzen konnten.

Auch ein Mord auf Distanz?

Auszuschließen war nichts. Suko, der mich lange genug kannte, hatte bemerkt, welch trübe Gedanken ich wälzte. Er dachte in die gleiche Richtung, als er sagte: »Es bleibt eigentlich nur Thamar.«

»Stimmt.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr. Sie ist verschwunden.«

»Nicht ganz, John. Wenn wir davon ausgehen, daß sie bei den vier Agenten eingegriffen hat, kann sie sich möglicherweise hier in der Nähe aufhalten.«

»Rache«, murmelte ich.

»Und das ohne Pardon.«

Vincent Crenna hatte zugehört, ohne etwas begriffen zu haben. »Von wem reden Sie eigentlich?« fragte er.

Ich winkte ab. »Von einer Person, die Sie nicht kennen. Ich denke auch, daß Sie nichts mit ihr zu tun bekommen werden, Mr. Crenna. Aber das ist jetzt egal.«

Bei ihm piepste das Handy. Jemand übermittelte die Nachricht, daß unsere Leute eingetroffen waren. »Ja, ist gut, ich komme.« Er steckte den Apparat wieder weg und blickte für einen Moment ins Leere.

»Wissen Sie, jetzt kann man nur hoffen, daß die Spezialisten etwas herausfinden werden. Ansonsten komme ich mir vor wie jemand, der allmählich in einem Teich versinkt.« Er verließ den Raum und hatte unser vollstes Verständnis.

Suko, der an meiner Seite stand, warf einen nachdenklichen Blick auf die Leichen. »Ich hoffe nur, John, daß wir in wenigen Stunden schlauer sind.«

»Und dann?«

»Keine Ahnung. Die Spuren sind weg. Bei der NSG wird man mauern und klammern. Da kommen wir nicht weiter. Im Gegenteil, wir werden zunächst Ärger bekommen, Sir James eingeschlossen. So habe ich ihn noch nie erlebt. Für kurze Zeit hatte ich den Eindruck, als wollte er wirklich alles hinschmeißen. Ich hätte dafür sogar Verständnis gehabt. Man hat ihn praktisch kaltgestellt.«

»Dann bleibt uns nur eine Spur, Thamar.«

»Und wo willst du sie finden, John?« Ich hob die Schultern…

***

Harry Stahl konnte es nicht fassen. Er saß auf dem Stuhl, aber er selbst fühlte sich wie abgehoben. Wie jemand, der über all den Tischen im Café schwebte, dabei nach unten schaute und eine Szene beobachtete, die ihm vertraut und zugleich fremd war.

Ihm gegenüber saß Dagmar Hansen. Rote, buschige Haare, im eleganten Kostüm, sehr ruhig, mit heller Gesichtshaut, auf der sich zahlreiche Sommersprossen abzeichneten, die Harry allerdings

übersah, denn für ihn war die Stirn wichtiger. Auf ihr zeichnete sich schwach das dritte Auge ab.

Größer als die beiden echten. Alles beherrschend, obwohl es nur bei genauem Hinsehen zu entdecken war. Aber Harry konnte seinen Blick einfach nicht davon lösen, obwohl er auch die normalen Augen sah, deren Pupillen eine graugrüne Farbe zeigten. Sie schauten ihn klar an. Er entdeckte keine Heimtücke darin, aber nie hätte er sich vorstellen können, daß Dagmar Hansen zu einer für ihn phantastischen Gruppe gehörte, eben zu den Psychonauten.

»Du also auch«, sagte er nach einer Weile. Er stellte fest, daß ihm die Finger weh taten, zu stark hatte er die Hände ineinander verklemmt gehabt.

Ihr Blick blieb weiterhin ernst. »Ich hoffe, mein Freund, daß du es für dich behältst.«

»Das versteht sich. Auf der anderen Seite bin ich nicht nur überrascht, ich bin auch schockiert und muß ehrlich zugeben, daß ich Angst um dich bekommen habe.«

»Warum?«

»Das weißt du ganz genau. Diese Estelle hing halb verwest in einem Dachgebälk. Ich habe mit London telefoniert und von Suko hören müssen, daß auch dort eine gewisse Thamar gefunden wurde, die sich ebenfalls in höchster Gefahr befand. Warum sollte das bei dir denn anders sein?«

»Da hast du recht.«

Harry zuckte mit den Schultern. »Und dieses Wissen, ebenfalls auf der Liste zu stehen, macht dir nichts aus?«

»Ich lasse es mir nicht anmerken.«

»Das ist etwas anderes. Irgendwie beruhigt es mich schon, muß ich dir ehrlich sagen.«

»Warum das?« fragte sie spöttisch.

»Weil du kein Roboter bist, sondern ein Mensch wie alle anderen auch. Mit Gefühlen und…«

»Die hat doch jeder von uns.«

Harry Stahl schwieg. Er schaute nur zu, wie die Umrisse des dritten Auges völlig verschwanden und die Stirn wieder glatt wurde. Jetzt war nichts mehr zu sehen, vor ihm saß eine ganz normale Frau, und alles andere schien so weit weg zu sein.

»Was denkst du jetzt, Harry?«

»Vieles schwirrt mir durch den Kopf.«

»Erzähl schon, aber der Reihe nach.«

»Zunächst einmal würde mich interessieren, ob man in der Firma weiß, welche Person da für sie arbeitet.«

Als ›Antwort‹ lächelte sie nur hintergründig.

»Willst du nichts sagen, Dagmar?«

»Was glaubst du denn?«

»Keine Ahnung. Es mögen nicht alle informiert sein, aber der eine oder andere Vertraute…« Da sie den Kopf schüttelte, sprach Stahl nicht mehr weiter.

»Nein, Harry. Weder der eine noch der andere.«

Stahl lehnte sich zurück. »Ho«, sagte er dann, »ich muß das wohl als Kompliment auffassen, daß ich der erste Kollege bin, der darüber informiert worden ist.«

»Ja, das kannst du.«

Stahl überlegte und krauste dabei die Stirn. »Dann vertraust du mir also.«

»In der Tat. Ich weiß auch, daß du dein Geheimnis für dich behältst oder?«

»Mehr oder.«

»Warum das?«

»Weil ich es dir wirklich nicht garantieren kann.« Er redete schneller, weil ihn Dagmars enttäuschtes Gesicht störte. »Damit meine ich nicht unsere weit über uns schwebenden und zumeist unbekannten Bosse, sondern die Freunde in London. Es kann durchaus sein, daß sie informiert werden müssen, denn Suko und John arbeiten an demselben Fall. Es ist kein nationales Problem, das ist bereits international geworden, und wir stehen erst am Anfang.«

»Das stimmt.«

»Es gibt noch eine vierte Psychonautin, nicht wahr?« Harry hatte leise über den Tisch hinweg gesprochen und sich dabei vorgebeugt. »Oder habe ich mich vorhin verhört?«

»Hast du nicht.«

»Und was sollen wir tun?«

Die Haut auf Dagmars Stirn bewegte sich, ohne daß dabei das dritte Auge erschien. »Es ist nicht ganz einfach«, erklärte sie. »Natürlich werden wir sie finden müssen.«

»Drei kenne ich jetzt.« Harry hob die entsprechende Anzahl der Finger.

Er zählte auch die Namen auf. »Estelle, Thamar, und dann bist du an der Reihe. Wer ist die vierte? Kennst du sie?«

Dagmar Hansen nickte. »Ich denke schon.«

»Wer ist es?«

»Sie heißt Ramona.«

»Und weiter?«

»Nichts.«

»Hört sich italienisch an. Kennst du ihren Aufenthaltsort? Oder kennst du sie persönlich?«

»Im Gegensatz zu Estelle nicht. Wir haben uns ja nur kurz kennengelernt, wußten aber über uns Bescheid, blieben auch in einer

gewissen Art und Weise, eben durch das dritte Auge, in Verbindung, haben aber ansonsten keinen Kontakt miteinander gehabt. Auch weil ich eben in diesem Job arbeite, der ein Privatleben so gut wie nicht zuläßt.«

Harry schüttelte den Kopf. »Kontakt wie soll ich das verstehen?«

Dagmar hob den Arm und zeigte mit dem rechten Zeigefinger auf die Stirn.

»Durch das dritte Auge.«

»Richtig.«

»Und damit auf einem sehr unnatürlichen Weg, wie ich mir denken kann. Oder nicht?«

»Auch das stimmt.«

Er schaute zum Tisch. »Dann müßtest du doch herausfinden können, wo sie sich aufhält. Wenn ich dabei über ihren Namen nachdenke, kommt mir der Verdacht, daß er sich italienisch anhört.«

»Richtig. Ramona ist tatsächlich Italienerin. Sie stammt aus dem Norden des Landes.«

»Lebt sie dort noch?«

»Möglicherweise.«

Harry wurde nervös. »Rede schon weiter. Was tut sie? Hat sie einen Job? Oder ist sie nur für die Familie da?«

»Sie arbeitet als Sekretärin in der Tourismusbranche. Und zwar in Südtirol, in Meran.«

»Das ist schon was. Dann brauchst du nur zum Telefon zu greifen und sie anzurufen.«

»Das habe ich getan.«

»Und?«

»Sie hat sich leider nicht gemeldet.«

Stahl kriegte einen trockenen Mund. Er griff rasch zum Glas und trank einen Schluck Wasser. Durch das lange Stehen schmeckte es fade.

Immerhin feuchtete es seine Kehle an. »Das ist nicht gut, denke ich mir.«

»Da stimme ich dir zu.«

»Hast du denn versucht, Dagmar, auf deine Art und Weise den Kontakt zu halten? Über das dritte Auge?«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

Sie hob die Schultern. »Es ist wirklich schwer zu sagen, Harry, aber dieser Kontakt war mehr als schwach. Als würde er sich immer weiter entfernen.«

»Dafür muß es doch Gründe geben.«

»Bestimmt.«

»Glaubst du, daß sich Ramona in Gefahr befindet?«

»Kann sein. Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Sie kann durchaus die Gefahr bemerkt und sich deshalb abgesetzt haben. Jedenfalls müssen wir sie finden, bevor es die anderen tun, und die kennen kein Erbarmen.«

»Ja, die anderen«, murmelte Harry. »Es gibt sie, das steht fest. Trotzdem begreife ich es nicht. Ich komme damit nicht zurecht, wenn ich ehrlich sein soll. Ich weiß nicht, weshalb man euch jagt. Was habt ihr getan, um von Killern verfolgt zu werden?«

»Da gibt es etwas«, sagte sie.

»Das dritte Auge?«

»Nicht unbedingt«, gab Dagmar zu.

»Sondern?«

Sie griff über den Tisch nach Harrys Hand. »Sei mir bitte nicht böse, aber damit möchte ich dich nicht belasten.«

Zwar spürte Harry die Wärme der anderen Haut, aber er war schon leicht sauer.

»Das hört sich so an, als würdest du mir nicht vertrauen. Aber denk daran, Dagmar, wir beide arbeiten zusammen, wobei ich noch immer nicht weiß, ob es Zufall ist oder gesteuert wird. Ich will darüber nicht nachdenken, aber ein Graben sollte sich trotzdem zwischen uns nicht auf tun.«

»Der existiert nicht, Harry. Ich möchte dich mit diesem Problem wirklich nicht belasten. Das ist besser so.« Sie lächelte wieder. »Es wird unserer gemeinsamen Aufgabe keinen Abbruch tun, das kannst du mir glauben.«

»Einfach machst du es mir nicht, Dagmar.«

»Ich weiß.«

»Was sagen die Bosse über uns? Wir verhalten sie sich?«

»Man läßt uns arbeiten. Ich habe mich um den Job bemüht, was gar nicht so schwer war, denn ich kannte die tote Estelle ja.«

Harrys Gedanken bewegten sich in eine andere Richtung. »Wenn das so ist, Dagmar, und wenn du Ramona nicht mehr erreicht hast, könnte es sein, daß Estelle und sie vielleicht Verbindung miteinander aufgenommen haben? Es ist nur eine Vermutung, aber so weit möchte ich sie nicht von mir weisen.«

»Das kann durchaus sein.«

»Was würde das bedeuten?«

»Wir wollen Ramonas Tod nicht annehmen, sondern optimistisch denken.«

»Nicht nur denken, sondern handeln.«

»Richtig.«

»Und wie sieht das aus?«

Dagmar Hansen lächelte. »Keine Sorge, Harry, diesmal werde ich vorgehen.«

»Nach London?« Er war neugierig. »Das schließe ich nicht aus…«

***

Shao war in die Küche gegangen. Aber nicht nur, um sich ein Glas Mineralwasser zu holen, sie wollte auch für einen Moment allein mit sich und ihren Gedanken sein. Zudem fühlte sie sich schon ein wenig überfordert. Sie brauchte Zeit, um gewisse Dinge in die Reihe zu bringen.

Shao schaute dem aus dem Flaschenhals rinnenden Wasser zu, wie es sich im Glas verteilte. Ihre Gedanken drehte sich nicht um Thamar, sondern befaßten sich mit dem was sie getan hatte.

Es ging um Mord!

Vierfacher Mord!

Nicht direkt, sondern indirekt. Über den Computer und gekoppelt mit der Kraft des dritten Auges. Bei diesem Vorgang hatte sie das Gefühl gehabt, in eine völlig andere Dimension einzusteigen. In ein magisches Machtgefüge, mit dem sie nicht zurechtkam.

Sie drehte den Verschluß wieder zu und stellte die Flasche zurück in den Kühlschrank. Auch für Thamar hatte sie Wasser eingeschenkt. Beide Gläser hob sie vorsichtig an, denn sie waren ziemlich voll geworden.

Auf dem Weg in den Wohnraum blieben Shaos Gedanken bei diesem Thema. Sie war ehrlich genug, um sich einzugestehen, daß sie allein nicht mehr zurechtkam. Diesen Fall konnte sie unmöglich als Einzelperson lösen, da brauchte sie schon Hilfe. Die gaben ihr eben Suko oder sein Freund John Sinclair.

Thamar saß nicht mehr vor dem Computer. Der Bildschirm war dunkel wie ein graues Fenster bei Nacht, das einem Betrachter keinen Durchblick erlaubte.

Beide Frauen schwiegen. Shao nahm in einem Sessel Platz. Sie konnte Thamar direkt anschauen, auf deren Stirn sich kein drittes Auge mehr zeigte. Es war verglüht. Vor Shao saß eine zierliche Frau, die fast zerbrechlich wirkte. Ein Teil der dunklen Haare war ihr wie ein Vorhang vor das Gesicht gerutscht und berührte als Schleier die Wangen. Thamar schaute auf die Knie. Sie wirkte sehr angestrengt und zugleich auch in sich versunken.

»Du solltest einen Schluck Wasser trinken«, schlug Shao vor, obwohl sie ihren Gast am liebsten etwas anderes gefragt und auch mit Vorwürfen nicht gespart hätte.

»Ja, danke«, sagte Thamar leise. »Das ist gut, wirklich. Schön, daß du daran gedacht hast.«

»Keine Ursache.«

Beide Frauen tranken. Es waren nur ihre Schluckgeräusche zu hören, ansonsten herrschte eine schon bedrückende Stille zwischen ihnen, die

sich regelrecht aufgestaut hatte.

Als Thamar das Glas absetzte, fing sie leise an zu seufzen. »Ich weiß, daß du jetzt Schlimmes über mich denkst. Das kann ich dir auch nicht verübeln und…«

»Bitte, Thamar, einen Augenblick noch. Ich denke nicht zuviel Schlimmes über dich. Ich bin nur durcheinander. Du mußt auch meine Reaktion verstehen. Du hast da von einem vierfachen Mord gesprochen, und ich denke, daß du es auch geschafft hast, ihn in die Tat umzusetzen, aber ich bin so erzogen worden, daß ich Morde verhindern möchte. Nach dieser Maxime lebe ich auch.«

Thamar schaufelte die Haare an der rechten Gesichtshälfte zur Seite.

»Du weißt, wer diese Menschen waren?«

»Ja, du hast von Mördern, Killern, Verbrechern oder Agenten gesprochen. Das stimmt schon.«

»Eben.«

»Bitte, was heißt hier eben? Es waren doch Menschen, nicht wahr?«

»Schon, aber du solltest daran denken, daß sie eine von uns getötet haben.«

»Warum?«

»Weil sie etwas erfahren wollten. Da Estelle ihnen nichts gesagt hat, sie aber wohl erkannt und auch hätte identifizieren können, haben sie die Frau umgebracht. Sie hinterlassen keine Spuren. Dabei fühlen sie sich nicht mal als Verbrecher, weil sie ja nicht von der Mafia oder einer ähnlichen Organisation bezahlt werden. In Wirklichkeit aber sind sie ebenso schlimm. Es sind Verbrecher, es sind Killer. Nur werden sie geschützt.«

»Staatlich subventioniert«, sagte Shao, auch wenn es zynisch klang.

»Ja, das stimmt. Es ist beim Geheimdienst nun mal so.«

»Und sie wollen herausfinden, was damals mit euch alles geschehen ist, nachdem der Vorfall geschah?«

Thamar nickte. »Was ist denn heute noch eines der größten Geheimnisse, obwohl es immer wieder in den Vordergrund gespielt wurde? Eine Entführung durch Außerirdische. Die Vorfälle häufen sich. Auf einmal melden sich Menschen, die angeblich oder auch real von irgendwelchen fremden Rassen entführt worden sind. Uns ist es so ergangen, und davon mußte dieser Dienst Wind bekommen haben. Es geht den Leuten nicht allein um unser drittes Auge. Das ist als Beigabe gut und schön. Wichtiger für sie sind jedoch die Informationen, die wir während der Entführung erhalten haben. Darauf kommt es ihnen einzig und allein an.«

»Hat es Sinn, wenn ich dich noch einmal frage, was ihr alles erlebt habt, Thamar?«

Sie überlegte, griff zum Glas, trank erst einen Schluck und schüttelte den Kopf. »Nein, Shao, es hat keinen Sinn, wenn ich ehrlich sein soll.

Das hat auch nichts damit zu tun, daß ich über gewisse Dinge nicht reden will. Ich weiß sie einfach nicht. Sie sind mir entfallen oder waren nie da. Möglicherweise stecken sie noch in meinem Kopf und können von der anderen Seite abgerufen werden. Das alles weiß ich nicht so genau…«

»Aber eines ist doch klar. Nach dieser Entführung bist du mit unglaublichen Kräften ausgestattet gewesen.«

»Das kann man so sagen. Wahrscheinlich spielst du auf meine Tat am Computer an.«

»Sicher.«

»Das konnte ich zuvor nicht. Da verbindet sich die Technik mit Magie. Ich kann es auch nicht genau erklären, denn ich erinnere mich nicht daran, was während der Entführung alles passierte. Es kann durchaus sein, daß unser Gehirn verändert wurde und wir etwas von diesen Außerirdischen übernommen haben. Möglich ist alles, und ich möchte nichts zur Seite schieben. Jedenfalls wurde ich mir dieser Kräfte bewußt, und ich habe sie entsprechend eingesetzt.«

»Erfolgreich in deinem Sinne?« fragte Shao.

Thamar hob die Schultern. »Genau kann ich es dir nicht sagen, aber es ist möglich.«

»Ich muß es wissen.«

Die Frau hob den Kopf an. »Ich auch, Shao.«

»Gut.« Shao erhob sich. Sie ging zum Telefon. Dabei spürte sie die Weichheit in ihren Knien. Der Schock war noch immer nicht überwunden, und die Zukunft sah sie eher in düsteren Farben. So sympathisch ihr Thamar auch gewesen war oder es noch war, Shao mußte immer daran denken, daß diese Person durchaus eine Gefahr für diejenigen war, die nicht auf ihrer Seite standen. Shao hatte auch nicht vergessen, wie sie aus dem Spiel gedrängt worden war.

Vier Tote sollte es gegeben haben. Darüber mußten Suko und John Bescheid wissen, falls sie nicht schon informiert waren und ebenfalls vor einem Rätsel standen.

Shao wählte die Nummer des Yard-Büros und bekam Glenda an den Apparat. »Ach, du bist es!«

»Ja, Glenda, was ist mit den beiden? Ich muß sie erreichen. Es ist verdammt dringend.«

»Das ist einfach. Sie wollten zum Airport fahren, weil dort die vier Agenten abgeschoben werden sollen.«

»Und? Sind sie schon weg, Glenda? Was weißt du?«

»Darüber nichts.«

»Dann wähle ich Sukos Handy an.«

»Tu das.« Glenda räusperte sich. »Aber warum fragst du? Ist etwas passiert?«

Shao überlegte, ob sie die Wahrheit über ihren Gast sagen sollte,

entschied sich dann anders und hob dies für ihren Lebenspartner Suko auf. Sie bedankte sich noch und wählte die Nummer des Handys.

Der Kontakt war rasch hergestellt, aber Shao meldete sich nicht sofort.

Sie lauschte erst dem Stimmenklang ihres Freundes, weil sie heraushören wollte, wie er sich fühlte. Seine Stimme klang neutral, aber es schwang doch eine Spannung mit. »Du, Shao - und?«

»Das wollte ich dich fragen.« Sie gab die Antwort, ohne wirklich etwas zu sagen. »Was ist mit den vier Männern? Habt ihr sie in die Maschine gesetzt?«

Suko schwieg. Genau dieses Schweigen war es, was bei Shao schon ein leichtes Herzklopfen verursachte. »Nicht?« fragte sie.

»Es gab da Probleme.«

»Welche?«

»Shao, ich…«

Sie ließ Suko nicht aussprechen. »Sie sind tot, nicht wahr? Sie sind plötzlich gestorben und…«

»Meine Güte!« Suko zeigte sich völlig überrascht. »Woher weißt du das überhaupt?«

»Ich weiß es eben.«

»Hast du es dir gedacht? - Nein«, korrigierte er sich selbst. »Das glaube ich nicht. So weit kann die Phantasie eines Menschen einfach nicht reichen.«

»Ich habe es so gut wie gewußt, Suko.«

Diese Antwort verschlug dem Inspektor zunächst die Sprache. Er senkte seine Stimme. »So gut wie gewußt, Shao, das ist eine verdammt harte Behauptung.«

»Möglich.«

»Und woher hast du es gewußt? Du kannst doch nicht hellsehen?«

»Nein.« Sie atmete tief ein und hatte sich in diesem Augenblick entschlossen, einen Teil der Wahrheit preiszugeben. »Ich habe seit kurzem eine Besucherin hier, Suko. Sie wird euch interessieren, und…«

»Thamar?« unterbrach er sie.

»Genau sie.«

Suko stöhnte leise. »Das darf doch nicht wahr sein! Sie ist bei dir?«

»Ja, warum auch nicht?«

»Das ist ein Hammer«, murmelte er. »Ausgerechnet Thamar. Ich will dich nicht erst fragen, was sie alles gesagt hat, aber ich komme wieder auf die vier Toten zurück. Als du mich danach gefragt hast, hörte es sich so an, als wüßtest du Bescheid.«

»Nicht ganz.«

»Aber du hast…«

»Ja, ich habe es angenommen, und ich weiß jetzt, daß es Thamar

wirklich geschafft hat.«
Sukos Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Verdammt noch mal, Shao, sie hat…«
»Indirekt.«
Ein scharfer Atemzug fegte in ihr Ohr. »Und sie ist jetzt bei dir, Shao?«
»So ist es.«
»Dann halte sie, um Himmels willen, fest, bis wir bei euch sind. Laß sie nur nicht gehen!«
»Keine Angst, dafür werde ich schon sorgen. Eines kann ich dir sagen, Suko: Dieser Fall wird Dimensionen annehmen, von denen wir bisher noch nichts ahnen.«
»Das befürchte ich allmählich auch. Bis gleich dann. Wir werden versuchen, uns so rasch wie möglich hier wegzueisen.«
»Ja, tut das.«
Als Shao den Hörer wieder auflegte, merkte sie schon, wie schnell ihr Herz schlug und wie nervös sie plötzlich war. Auch den Schweißfilm auf der Haut bildete sie sich nicht ein.
Thamar hatte sich nicht von ihrem Platz wegbewegt. Sie saß auf dem Sessel und schaute Shao nur an, die sich wieder hinsetzte. »Du hast sicherlich zugehört, nicht wahr?«
»Ich kann es nicht leugnen.«
»Bist du damit einverstanden, daß Suko und John Sinclair hierherkommen?«
Thamar lächelte nur. »Das lief ja alles darauf hinaus«, gab sie bekannt.
»Du brauchst es nicht zu sein und…«
»Ich könnte gehen.«
»Stimmt.«
»Aber ich werde bleiben, da ich weiß, unter welch einem Druck die beiden stehen.«
»Das ist richtig!« stimmte Shao zu. »Und es ist noch etwas passiert. Du hast übrigens recht gehabt, Thamar. Die vier Männer sind tot. Suko und John waren Zeugen.«
Die Psychonautin dachte etwas länger nach. »Ich wußte es, Shao, aber ich möchte dich fragen, ob du mich jetzt für eine Mörderin hältst.«
Das Lächeln der Chinesin wirkte etwas verloren. »Für eine Mörderin?« murmelte sie. »Soll ich das denn?«
»Ich weiß es nicht.«
»Tja.« Shao blickte auf ihre Hände. »Ich würde mich gern auf den Begriff Notwehr festlegen.«
Thamar runzelte die Stirn. »Notwehr? Nicht schlecht. Damit kann ich leben -und du auch.«

»Ich versuche es.« Sie lehnte sich zurück. »Suko und John werden gleich hier sein, Thamar. Wie ich die beiden kenne, werden sie Fragen stellen. Wie es weitergeht, zum Beispiel, wie es weitergehen soll. Das frage ich mich auch. Geht es weiter?«

»Ja«, lautete die spontane Antwort. »Es geht weiter, Shao. Und das ist kein leeres Versprechen.«

»Darf ich fragen, wie?«

Vor ihrer Antwort lächelte Thamar. »Würde es dir etwas ausmachen, dich noch etwas zu gedulden?«

»Das muß ich doch wohl - oder?«

»Es sieht ganz danach aus...«

***

Ich hatte aus dem Augenwinkel Sukos Telefonat beobachtet, aber nicht verstanden, was er sagte. Seiner äußeren Reaktion war anzumerken, daß ihn dieses Gespräch arg mitnahm.

Wir hielten uns nicht mehr in dem Raum auf, in dem die Morde passiert waren, sondern standen auf dem Flur, um die Arbeit der Spezialisten nicht zu behindert. Uniformierte sperrten den Zugang allgemein ab. Die Gaffer sollten ferngehalten werden.

Ich hatte mit dem Leiter der Truppe kurz gesprochen. Er gehörte nicht der Mordkommission an, sondern war Wissenschaftler, der das interpretieren sollte, was die Kollegen von der Mordkommission an Ergebnissen zutage förderten.

Noch arbeitete man, so daß ich mich noch etwas gedulden mußte.

Bei Suko war es inzwischen spannend geworden, denn als er sein Handy wieder wegsteckte, schaute er zunächst für eine Weile ins Leere, bevor er zu mir ging, den Blick dabei zu Boden gerichtet.

Ich war natürlich gespannt, aber ich wollte abwarten, bis er von selbst etwas sagte.

Suko strich über sein Kinn. Dabei räusperte er sich, um schließlich zu nicken. »Ich weiß jetzt, wer die vier Männer getötet hat!«

Diese Eröffnung haute mich fast von den Beinen. Zwar blieb ich stehen, aber mein Gesichtsausdruck sprach Bände, denn Suko mußte trotz der ernsten Lage lächeln.

»Sag das noch einmal, Alter!«

»Ja, ich kenne den Mörder. Oder die Mörderin, ganz wie du willst.«

Mein Atem zischte durch die Zähne. Mit einer Mörderin hatte ich nicht gerechnet, aber ich steckte bereits so tief in diesem Fall, daß ich natürlich auch nachdachte.

Mörderin - wer kam da in Frage?

»Hast du es gepackt, John?«

»Verdammt, ich will es nicht glauben«, flüsterte ich. »Doch nicht etwa Thamar?«

»Ja.«

Ich schloß die Augen, Mich schwindelte etwas, aber ich blieb mit beiden Beinen auf der Erde. »Und sie hat dich angerufen?«

»Irrtum, John. Es war Shao.«

»Was hat sie denn damit zu tun?«

»Thamar ist bei ihr.«

Wieder ein Hammer, aber es würde noch einer folgen, davon ging ich aus. »Wenn sie bei ihr ist, dann muß Thamar die Morde aus der Ferne oder wie auch immer verübt haben.«

»Richtig.«

Diesmal hatte ich die Überraschung rasch verdaut. »Und wie, zum Teufel, ist das möglich gewesen?«

»Das habe ich nicht genau erfahren. Ich denke aber nicht, daß sie dazu unbedingt nur ihr drittes Auge eingesetzt hat.«

»Stimmt.«

»Jedenfalls werden die beiden auf uns warten. Wir können sie dann selbst fragen.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Es war uns beiden anzusehen, daß wir am liebsten verschwunden wären, aber auch hier gab es Rätsel, und ich wollte unbedingt mit Dr. Williams sprechen, ob er herausgefunden hatte, wie die Männer ums Leben gekommen waren. Der Chef der Mordkommission war dabei nicht so wichtig, denn hier ging es um andere Dinge.

»Ich schaue mal nach, wie weit Dr. Williams mit seinen Untersuchungen ist.« Suko blieb zurück, während ich mich in der offenen Tür aufbaute.

Der Wissenschaftler unterhielt sich mit dem Chef der Mordkommission, den ich kannte. Die beiden sprachen leise, und Murphy, der Kollege, schüttelte des öfteren den Kopf. Dann hatte Dr. Williams mich gesehen, ließ Murphy stehen und kam zu mir. Es ging ihm wohl nicht besonders, denn auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Er hatte einen ziemlich kantigen Kopf und einen sehr breiten Mund. Die Oberlippe »schmückte« ein häßlicher Pickel.

»Probleme?« fragte ich.

»In gewisser Weise schon.«

»Kann ich Ihnen helfen, Doktor?«

»Weiß ich nicht.« Er wollte den Raum verlassen, und ich machte ihm Platz. Auch Suko gesellte sich zu uns, als wir stehenblieben. Dr. Williams wischte zunächst den Schweiß von seiner Stirn, bevor er anfing zu sprechen. »Die vier Männer sind auf eine rätselhafte Weise gestorben, das steht fest. Aber das Rätsel ist trotzdem nicht so groß. Sie sind innerlich verbrannt.«

Bewußt naiv sagte ich: »Wir haben kein Feuer gesehen.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Es war auch ein anderes Verbrennen.«

»Wenn jemand auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet wird, sagt man auch, daß er brennt.«

Der Wissenschaftler blickte mich sehr ernst an. »Da liegen Sie nicht mal so daneben, Mr. Sinclair. Bei diesen vier Männern war es ähnlich. Sie alle trugen einen Empfänger bei sich, der harmlos war bis er aktiviert wurde und Hochspannung durch die Körper jagte. Das kann niemand verkraften. Die vier konnten es einfach nicht überleben.«

Ich ließ einige Sekunden verstreichen. »Herzstillstand?« flüsterte ich dann.

Er lachte gequält. »Durch einen verdammt starken Stromstoß. Ich kann mir noch nicht vorstellen, wo er hergekommen ist. Jedenfalls haben es die Empfänger nicht überlebt. Sie sind nach dem Tod zu Klumpen verglüht. Irgend jemand muß diese Empfänger überladen haben. Nur so konnte es zu diesem Sterben kommen. Ich habe so etwas noch nicht erlebt. Wenn ich näher darüber nachdenke, sind dies keine guten Aussichten für die Zukunft. Die Killer werden wohl immer raffinierter. Diese Todesart gehörte bisher in den Bereich der Spekulation.«

»Das ist wohl wahr«, gab ich zu. »Aber es ist nur der erste Eindruck, den ich von dieser zeitlich knappen Untersuchung bekommen habe. Wir werden die Toten natürlich genauer unter die Lupe nehmen. Es wird allerdings dauern, Mr. Sinclair, und…«

Ich winkte ab. »Keine Sorge, Dr. Williams, das eilt wirklich nicht. Wir haben andere Sorgen.«

»Welche?«

»Lassen Sie die Frage. Es wird Ärger genug geben, vor allen Dingen deshalb, weil die vier Männer Amerikaner sind. Da wird es bald einen, diplomatischen Waldbrand geben; das befürchte ich.«

»Mich soll es nicht kümmern. Ich mache meine Arbeit.«

»Die für uns hier erledigt ist«, sagte ich, denn ich wollte so schnell wie möglich zu uns nach Hause.

»Hören wir voneinander?«

»Bestimmt.«

»Dann bis später.«

Suko und ich waren froh, das Gelände verlassen zu können. Wir gingen an den Männern der Absperrung vorbei und sahen dann Vincent Crenna, der mit einem älteren Mann sprach. Er entdeckte uns, entschuldigte sich bei seinem Gesprächspartner und eilte auf uns zu. »Nun, haben Sie schon erste Resultate?«

»Es sieht nicht gut aus«, sagte ich.

»Warum?«

»Es war ein elektronischer Mord.«

»Bitte?«

So erstaunt hatte ich auch geschaut, deshalb konnte ich ihn

verstehen.

»Sie sind durch Strom ums Leben gekommen, weil die vier Männer Empfänger bei sich führten, die für eine derartige Belastung nicht geschaffen waren.«

»Stromstöße?«

»Ja.«

»Aber wie genau…«

Ich sehlug Crenna auf die Schulter. »Das weiß ich leider auch nicht, mein Lieber, aber wir werden dranbleiben, darauf können Sie sich verlassen.«

Mehr war nicht zu sagen. Ich nickte Suko zu, dann verabschiedeten wir uns von Crenna, der kaum mitbekam, daß wir ihn allein ließen und auf dem Fleck stand wie die berühmte Salzsäule.

»Ich bin gespannt, John«, sagte Suko. Von mir bekam er einen schiefen Blick geschenkt. »Frag mich mal, Alter…«

***

Schon beim Duschen wußte Ramona Sendi, daß man sie gefunden hatte. Okay, sie war verfolgt worden, das hatte sie schon dank ihrer Sensibilität gespürt, aber an diesem Morgen wurde ihr plötzlich klar, daß sich die Verfolger in ihrer Nähe befanden und sicherlich auch bereit waren, sie zu töten.

Sehr vorsichtig verließ sie die Duschkabine des kleinen Hotels am Rande eines ebenso kleinen wie verwunschen wirkenden Harzortes, griff nach dem zu schmalen Duschtuch, trocknete ihren Körper ab und ließ dabei nie die offenstehende Badezimmertür aus den Augen.

Jenseits davon war es ruhig. Wenn sie das Bad verließ, gelangte sie nicht erst in einen schmalen Flur, sondern direkt in das Hotelzimmer. Es war klein, hatte eine niedrige Decke und auch ein in der Größe passendes Fenster. Gerade mal Platz hatten das Bett, ein schmaler Schrank, ein kleiner Sessel und ein Stuhl.

Ihre Kleidung lag auf dem Bett, in dem auch zwei schlafen konnten, da es schon ziemlich breit war. Sie ging hin und zog sich an. Hin und wieder konnte sie einen Blick in den schmalen Wandspiegel werfen und sich dabei beobachten.

In den letzten Wochen war sie dicker geworden. Der Speck an den Hüften war nicht zu übersehen, auch die Oberschenkel malten sich ziemlich breit ab, aber das war ihr egal, denn irgendwelche Hungerkuren nur der Schönheit wegen, das wollte sie nicht ertragen. Darum ging es in ihrem Leben auch nicht, das auf eine gewisse Weise von einem alten Erbe, dem dritten Auge, überschattet war.

Ramona gehörte zu den Psychonautinnen, und sie lebte seit einer Woche versteckt in diesem kleinen Hotel, da sie genau wußte, daß man sie jagte.

Nicht nur sie allein. Es hatte schon eine Verbindung zu den anderen dreien bestanden, aber in den Tagen zuvor hatte sie nicht mehr daran gedacht, sie zu aktivieren.

Im Gegensatz zu Dagmar, Thamar oder Estelle sah sie das Erbe nicht als Berufung an, sondern mehr als einen Fluch, unter dem sie zeitlebens leiden würde. Sie hätte viel dafür gegeben, dieses Erbe loszuwerden, das war leider nicht möglich.

Hinzu kam noch die Entführung, und Ramona wohnte auch nicht zufällig in diesem einsamen Hotel, denn nicht allzu weit entfernt gab es den Ort, der sie besonders in der letzten Zeit so magisch angezogen hatte.

Schon beim Aufstehen hatte Ramona gewußt, daß sie an diesem Tag der Anziehung nicht würde widerstehen können. Sie mußte einfach hin, es war wie eine Sucht, und gleichzeitig so etwas wie eine Rückkehr zu den eigentlichen Wurzeln.

Mit diesen Gedanken zog sie sich an. Eine graue Hose, ein helles TShirt, einen weinroten Cardigan, dessen Enden bis zu ihren Hüften reichte. Die grüne Wanderjacke legte sie ebenfalls über den Arm, schaute sich noch einmal im Zimmer um, nahm den Schlüssel an sich und verließ den kleinen Raum.

Auf dem schmalen Flur war es düster. Nur am Ende malte sich ein kleines Fenster ab. Auch der Teppich konnte die Unebenheiten des Bodens nicht überdecken, sie waren bei jedem Schritt zu spüren, den Ramona in Richtung Treppe ging. Das dunkelbraune Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie war nicht besonders groß, hatte ein rundes Gesicht mit ausgeprägten Wangen und einem kleinen Mund, unter dem sich ein ebenfalls kleines Kinn befand.

Auch die Treppenstufen waren etwas bucklig. Dieses Haus war alt und bis auf die Bäder wohl nie renoviert worden.

Von unten her hörte sie die üblichen Geräusche. Das Klappern von Geschirr und dazwischen die leise Musik aus dem Radio, die immer wieder von der Stimme eines Moderators unterbrochen wurde, der locker durch das Programm führte und seine Witze dabei machte.

Am Ende der Treppe mußte sie sich nach links wenden, um den Frühstücksraum zu betreten, der zugleich auch Restaurant und Kneipe war. Es gab auch einen Tresen, an dem sich am vergangenen Abend noch zahlreiche Gäste aufgehalten hatten. Das war auch zu riechen, denn der kalte Rauchgeruch verzog sich nicht so leicht, auch wenn die Fenster weit geöffnet waren, um die frische Luft hereinzulassen.

Mit dem Tag konnte jeder zufrieden sein. Zwar war es noch ziemlich kalt, im Harz keine Seltenheit, aber es regnete nicht, und der Himmel zeigte sich in einem hellen Blau, bis auf ein paar weiße Haufenwolken.

Im Hotel hielten sich nicht zu viele Gäste auf, so konnte sich Ramona

ihren Platz aussuchen. Sie setzte sich immer an denselben Tisch, nahe am Fenster, dessen Größe einen ausgezeichneten Blick nach draußen zuließ. Es war nachträglich hineingebaut worden und bildete eine gläserne Wand. Von hier aus übersah Ramona den kleinen Parkplatz, wo ihr Renault Twingo stand, und auch einen Teil des Eingangsbereichs.

Den Rücken hatte sie frei, denn darauf kam es ihr an, denn die Verfolger waren ihr auf der Spur.

Fast immer drehten sich ihre Gedanken um sie. Ramona wußte genau, wer sie waren, aber sie hatten ihre Spur gefunden und auch die der anderen drei Psychonautinnen, wobei Estelle nicht mehr lebte. Ramona Sendi hatte ihren Tod indirekt miterleben müssen, denn plötzlich war die Verbindung zwischen ihnen entstanden. Estelle war gefoltert worden, sie hatte geschrien. Ihr Seelenleben war dabei durcheinandergeraten, und sie hatte die wirklich stummen Schreie nach Hilfe ausgeschickt, doch niemand war erschienen, um ihr zu helfen.

Jämmerlich und grausam war sie gestorben. Jemand hatte ihr brutal die Kehle durchgeschnitten.

Das genau hatte sie indirekt gespürt. Darunter litt Ramona, denn die Erinnerungen kehrten automatisch zurück.

Auch jetzt, als sie allein am Tisch saß. Sie merkte, wie der Schweiß zurückkehrte. Sie hörte sich selbst leise stöhnen und dann die Stimme der Bedienung. »Ist Ihnen nicht gut, Frau Sendi?«

Ramona atmete tief aus. Sie hob den Kopf und schaute dabei in das besorgte Gesicht der schon älteren Frau mit der weißen, frisch gestärkten Schürze. »Danke, es geht schon. Ich, ich habe…«, sie lächelte plötzlich, »einfach Hunger.«

»Dem kann natürlich abgeholfen werden.« Auf dem Tablett stand alles bereit. Die beiden Brötchen, ein normales, eines mit Vogelfutter beklebt, dann die beiden Scheiben Käse, auch die Wurst, ebenfalls zwei Scheiben, und natürlich das weich gekochte Ei, das Ramona jeden Morgen zur Frühstück aß. Dafür verzichtete sie auf die Konfitüre. Der Kaffee befand sich in einer Warmhaltekanne, und die erste Tasse wurde ihr eingeschenkt.

»Dann wünsche ich Ihnen einen guten Appetit, Frau Sendi.«

»Danke, Ingrid.«

Die ältere Frau ging wieder. Sie deckte einen Nachbartisch ab, wo die Gäste schon gefrühstückt hatten. Ramona wußte, daß dort immer ein älteres Ehepaar saß, das seine Wanderferien in der guten Luft des Harzes verbrachte.

Sie aß zuerst das Ei. Es schmeckte vorzüglich und stammte nicht aus irgendeiner Billigproduktion. Auch die Brötchen waren frisch, und Ramona aß sogar beide.

Sie hätte sich gut fühlen können, sogar müssen, aber die schlechten Gedanken blieben. Sie war einfach nicht in der Lage, sie zu vertreiben.

Ständig mußt sie an ihre Verfolger denken, und sie schaute auch immer wieder durch das Fenster, ob sich draußen etwas tat. Möglicherweise neue Gäste eintrafen, denen sie mit großem Mißtrauen begegnete. Neue Autos standen nicht auf dem Parkplatz. Alles wies darauf hin, daß sich nichts verändert hatte. Trotzdem fror sie innerlich, und dieses Gefühl kannte sie gut genug, Nach der dritten Tasse Kaffee war die innerliche Kälte zwar nicht verschwunden, aber Ramona Sendi war entschlossen, nicht klein beizugeben. Sie wollte und würde weitermachen und genau dorthin gehen, wo sie hinlaufen mußte.

Es hatte wirklich keinen Sinn, seinem Schicksal davonlaufen zu wollen.

Mit einer entschlossenen Bewegung stand sie auf. Hinter oder auf ihrer Stirn, so genau war das nicht herauszufinden, tuckerte es leicht.

Ramona wußte, was das bedeutete. Es lag an ihrem dritten Auge, das sich auf diese Art und Weise bemerkbar machte, sich aber noch nicht offen zeigte.

Nicht mehr lange, das wußte sie auch. Hastig schon lief sie die Treppe zu ihrem Zimmer hoch. Sie wollte sich noch einmal die Zähne putzen, um den schlechten Geschmack aus dem Mund zu bekommen, den nicht nur der Kaffee hinterlassen hatte. Sie spürte auch ihre Galle, zumindest deutete der bitter Geschmack darauf hin.

Ramona war so nervös, daß sie Mühe hatte, das Schlüsselloch zu finden. Dann endlich konnte sie den Schlüssel drehen - und stoppte plötzlich. Alarmsignale huschten durch ihren Kopf. Sie wußte genau, daß sie ihre Zimmertür abgeschlossen hatte, nun aber war sie offen.

Wie elektrischer Strom rieselte es über ihren Körper hinweg. Sie blieb noch auf der Schwelle stehen, als sie die Tür geöffnet hatte. Der Blick in das Zimmer.

Leer…

Ramona saugte die Luft durch die Nase ein. Etwas war anders geworden, als hätte jemand seine Spuren hinterlassen. Zumindest hatte sich der Geruch verändert.

Das Bett war noch nicht gemacht worden. Sie schaute zum Fenster hin, wo sie ebenfalls kein Gesicht hinter der Scheibe sah. Dann blickte sie nach rechts, wo der Schrank stand. Er war ziemlich schmal, aber ein Mensch konnte sich darin schon verstecken.

Gern hätte sie eine Schußwaffe gehabt. Aber sie besaß nur ein Taschenmesser, und das steckte in ihrer grünen Wanderjacke.

Ruckartig öffnete sie den Schrank und ging sofort einen kleinen Schritt zurück, um Distanz zwischen ihn und sich zu bringen, sollte jemand aus dem Halbdunkel nach vorn stürmen.

Nichts geschah.
Der Schrank war bis auf ihre wenigen Kleidungsstücke leer. Niemand hielt sich dort versteckt, und sie atmete auf. Das schlechte Gefühl hätte eigentlich weichen müssen, leider verschwand es nicht, denn Ramona spürte noch immer den Druck.
Ihr Blick streifte die geschlossene Tür des kleinen Badezimmers. Da gab es noch den zweiten Raum. Plötzlich strahlte wieder die gleiche Spannung in ihr hoch, wie sie es schon einmal gespürt hatte. Sie fühlte sich kalt und heiß zugleich an, und ihr Herz klopfte plötzlich viel stärker.
Über den Nacken rieselte eine Gänsehaut, als hätte sie von der Klinke her einen elektrischen Schlag bekommen.
Mit dem Fuß trat sie die Tür auf. Nun sah Ramona immer mehr von ihrem kleinen Bad, aber sie entdeckte keinen Fremden.
Dennoch übertrat sie vorsichtig die Schwelle. Auf dem gefliesten Boden entdeckte sie ein paar dunkle Flecken, die aussahen wie Blut und auch Blut waren. Sie zeichneten einen Weg bis hin zur Duschkabine.
Die Abtrennung mit dem Milchglas war dort zur Hälfte vorgezogen, so konnte Ramona nur einen Teil der Dusche überblicken. Aber sie sah den dunklen Gegenstand in dem Duschbecken.
Ramona zerrte die Abtrennung weg.
Freie Sicht!
Nein, sie schrie nicht, wie es Frauen und auch Männer bei diesem Anblick getan hätten.
In der Dusche verteilte sich das Blut und rann träge zum Abfluß. Es war aus der Kehle eines Hasen gesickert, dessen starrer Körper bald leer war…

***

Ramona Sendi saß in ihrem Twingo und kam erst jetzt wieder einigermaßen zu sich. Sie wußte nicht mal, ob sie das Haus schnell oder normal verlassen hatte. Alles war für sie plötzlich in weite Ferne gerückt.
Sie hatte den Eindruck gehabt, sich außerhalb der Realität zu bewegen.
Erst jetzt, als sie ihren Atem gegen die Frontscheibe blies, lichtete sich der Nebel, und es ging ihr wieder etwas besser, auch wenn der Druck auf der Stirn zugenommen hatte. Ramona bewegte den Kopf so, daß sie ihr Gesicht im Innenspiegel betrachten konnte.
Auf der Stirn malte sich ihr Erbe ab.
Sie hatte es gewußt, aber das war nicht der Grund ihrer Flucht gewesen.
Dieser ausgeblutete Hase in der Wanne war das letzte Zeichen

gewesen, um zu beweisen, wie dicht ihr die Verfolger bereits auf den Fersen waren. Sie hielten sie bereits unter Beobachtung, und sie hatten es auch locker geschafft, ungesehen das Hotel und dann noch ihr Zimmer zu betreten. Oder gehörten sie doch zu den Gästen?

Die Frau beruhigte sich nur allmählich. Auch der Umriß des dritten Auges nahm ab. Sie würde nicht auf dem Parkplatz stehenbleiben und auch nicht mehr länger im Hotel warten. Für diesen Morgen hatte sie sich etwas vorgenommen, und dieses Vorhaben würde sie auch durchziehen, daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Deshalb holte sie den Zündschlüssel hervor und startete den Motor. In der Eile hatte sie sogar noch ihre grüne Wanderjacke mitgenommen. Da war sie wirklich einem Automatismus erlegen.

Ramona rollte bewußt langsam über den Parkplatz. Das Knirschen der kleinen Steine hörte sie wie nebenbei. Für sie war die Umgebung wichtiger, doch da bewegte sich nichts. Kein anderer Fahrer stieg in sein Auto. Am Eingang zeigte sich für einen Moment die Bedienung, die einige Tischdecken ausschüttelte, das war alles. Die meisten Gäste saßen an den Frühstückstischen.

Das Zimmermädchen würde den Hasen entdecken, das stand für Ramona fest, aber sie würde sich darum nicht kümmern und später so tun, als hätte sie von nichts gewußt.

Den Weg, den sie fahren mußte, kannte sie gut. Er führte sie zuerst am Waldrand entlang, dann ein Stück durch den Wald, bis sie wieder eine freie Fläche erreichte, eine große Wiese, die in dieser Talsenke wie gemalt lag.

Sie war das Ziel. Dort war es geschehen. Und dort gab es noch immer so etwas wie einen Rest, sonst wäre dieser psychische Druck, die Stelle unbedingt erreichen zu wollen, nicht so groß geworden.

Für Ramona war es ein Platz des Schicksals, für die beiden anderen Psychonautinnen sicherlich auch, denn Ramona glaubte nicht daran, daß Dagmar und Thamar anders darüber dachten. Das war wie ein Zwang, der sie herholte. Vielleicht sogar an diesem Tag oder Abend, wenn die Dämmerung einfiel, denn so war es auch bei der ersten Begegnung gewesen.

Wenn die Verfolger tatsächlich in der Nähe lauerten, würde sie ihr Opfer nicht aus den Augen lasseh. Dementsprechend verhielt sich die Fahrerin auch, denn sie schaute öfter zurück als nötig, da sie mit ihrem Twingo als einzige auf dem ausgefahrenen Feldweg unterwegs war.

Wäre sie nach links gefahren, hätte sie schon nach wenigen Metern eine Straße erreicht, die das kleine Hotel mit dem Dorf verband, aber sie wollte weg von den Menschen.

Der Druck auf der Stirn war ebenso verschwunden wie der an ihren normalen Augen. Dort brannte nichts mehr. Sie konnte wieder

schauen, sie sah alles normal. Zudem war die Luft klar, als hätte man sie in der vergangenen Nacht frisch gereinigt.

Überall war das neue Grün zu sehen. Die Natur war innerhalb weniger Tage regelrecht explodiert, als wollte sie die Menschen mit ihrem Anblick für den langen, trostlosen Winter entschädigen. An den Hängen wuchsen die Nadelhölzer dicht an dicht. Für die einsame Fahrerin sah es so aus, als wäre der Wald eine einzige kompakte Masse ohne ein Durchkommen. Dazwischen leuchtete das Grün der Wiesen, die an gewissen Stellen einen gelben Schimmer bekommen hatten. Kleine Inseln mit blühendem Löwenzahn.

Ein Frühling wie aus dem Bilderbuch.

Nicht für Ramona.

Sie hatte noch immer das schreckliche Bild vor Augen. Das viele Blut in der Dusche. Das tote Tier mit der aufgeschnittenen Kehle. Auch Estelle hatte man die Kehle aufgeschnitten. Wenn sie in die Klauen ihrer Verfolger geriet, würde sie das gleiche Schicksal ereilen.

Es machte sie nervös. Ramona rutschte unruhig auf dem Fahrersitz hin und her. Der Magen war zu einem sauren Klumpen geworden, der sich immer mehr ausbreitete.

Niemand war hinter ihr. In den Rückspiegeln wuchsen der Weg und der Wald zusammen, den sie durchquerte. Der blaue Himmel verschwand.

Grünes Dämmerlicht umfing den Wagen. Eine unheimliche Stimmung begleitete die Frau.

Die Fahrbahn war noch feucht. Sie senkte sich etwas. Hier fing bereits die Senke an, die Ramonas Ziel war. Dort genau war es passiert, da hatte das Leben der vier Psychonautinnen eine dramatische Wende genommen.

Der Twingo schaukelte weiter. Licht und grünliche Schatten huschten über die Scheiben hinweg. Weiter vorn sah sie das Ende des Waldes, dessen Bäume allerdings nicht auf beiden Seiten zurücktraten, sondern nur auf der rechten. An der gegenüberliegenden blieben sie bestehen, als wollten sie einen Schutzwall zur Straße hin bilden, wo niemand Einsicht hatte.

Nur mehr dünnes Gestrüpp mit größeren Lücken bedeckte die rechte Seite. Dann war auch dies nicht mehr zu sehen, und Ramonas Blick fiel in die weite Senke hinein.

Ihr Herz schlug plötzlich schneller. Erinnerungen überkamen sie. Hier war das seltsame Raumschiff gelandet und hatte auf sie gewartet. Noch nach so langer Zeit konnte sich Ramona Sendi nicht erklären, weshalb sie an diesen Ort gekommen war.

Der Trieb war es gewesen. Ein innerliches MUSS.

Sie suchte nach einem Platz, wo sie ihren Wagen abstellen konnte. Der Twingo war froschgrün lackiert. Er paßte gut in die Landschaft.

An der linken Seite fuhr sie ihn in einen Busch, drehte dann und ließ ihn von der anderen Seite her noch einmal in die geschaffene Lücke hineinrollen.

An dieser Stelle stand sie einigermaßen günstig, blieb noch für einen Moment sitzen, atmete tief durch, holte dann ihre Jacke vom Sitz und stieg aus. Die frische kühle Luft des späteren Vormittags umfing sie.

Vögel flatterten glücklich unter dem Himmel oder ließen sich von den Aufwinden treiben.

Von der gegenüberliegenden Seite der großen Senke, wo die Hügel allmählich zu einem bewaldeten Berg wurden, wehte ihr der Wind den Geruch der Nadelbäume entgegen. Weit über ihr ließ sich ein Greifvogel von den Winden tragen.

Niemand befand sich in der Nähe. Ramona blickte den Weg zurück, den sie gekommen war, aber noch immer näherte sich kein Verfolger. Weder zu Fuß noch in einem Fahrzeug. Sie konnte die Stille genießen.

Wenn nur nicht die Erinnerungen und der tote Hase gewesen wären.

Am Wegrand blieb sie stehen. Unkraut und hohe Gräser streichelten ihre Hosenbeine. Sie blickte in die Senke hinein und konzentrierte sich genau auf den Platz, wo sie damals die Landung des seltsamen Raumschiffes erlebt hatte.

Auch dort war der dichte Rasen noch vorhanden, wenn auch jetzt etwas dunkler.

Wieder trieb es sie an diesen Ort. Und wieder beschäftigten sich ihre Gedanken mit der Vergangenheit. Damals hatte sie das gleiche Gefühl gespürt. Die Folgerung lag auf der Hand. Ramona konnte durchaus damit rechnen, daß an diesem Tag oder bei Anbruch der Dämmerung, vielleicht auch in der Nacht, wieder ein Raumschiff landete, um sie noch einmal mit an Bord zu nehmen. Es war alles möglich.

Zwischen dem Weg und der normalen Senke befand sich noch ein schmaler feuchter Streifen. Möglicherweise ein alter oder ehemaliger Bachlauf. Nur konnte es sein, daß er ausgetrocknet war, denn unter dem Gras schimmerte es leicht ölig.

Sie ging weiter.

Jeder Schritt fiel ihr schwer, obwohl der Boden nicht so hart wie der Straßenbelag war und federte, wenn sie ihn betrat. Ein Untergrund zum Wandern, aber deshalb war sie nicht hergekommen.

Nach einigen Schritten schloß Ramona die Augen.

Sofort war die Erinnerung stärker da. Ramona sah sich und die anderen wieder in der Dämmerung stehen. Sie sah plötzlich das grelle Licht, sie hörte das leichte Heulen, das entstand, als das seltsame Schiff landete, und sie hatte genau den Schmerz an der Stirn gespürt, als das dritte Auge so stark erschienen war und dabei einen Druck bekommen hatte, als sollte es aus der Stirn herausgerissen werden.

Es war keine gute Zeit gewesen, aber doch entscheidend für ihre

Zukunft.
Sie trieb die Gedanken zur Seite, öffnete die Augen, blieb zugleich stehen und schaute vor ihre Füße.
Der Rasen war da. Leicht verbrannt und noch nicht wieder ganz nachgewachsen.
Hier war die Grenze.
Ramona wollte auch keinen Schritt weitergehen. Nur merkte sie, daß etwas nicht stimmte. Sie spürte es in ihrem Kopf. Dort trat an der Stirn der Druck auf, und sie wußte, daß sich das dritte Auge bildete. Sie konnte es jetzt nicht beeinflussen. Andere Kräfte spielten dabei eine Rolle. Welche, die noch nicht verschwunden waren. Die anderen hatten sie eben zurückgelassen.
Ein kalter Schauer rann über ihren Rücken. Ramona wußte, daß dies kein guter Ort für sie war. Zu sehr belastet mit negativen Erinnerungen.
Sie wollte wieder zurück. Dabei drehte sie sich langsam um und hatte die Drehung noch nicht vollendet, als sie für einen winzigen Moment durch einen Lichtstrahl in den beiden normalen Augen geblendet wurde.
Es war nur ein Reflex gewesen, und er blieb auch nicht lange, aber sie hatte sich nicht geirrt.
Ihr Kopf ruckte hoch.
Sie schaute dorthin, wo sie hergekommen war. Auf ihre Augen konnte sich die Frau verlassen.
Zwar entdeckte sie keinen neuen Reflex, aber ungefähr dort, wo er aufgeblitzt war, bewegte sich das Gestrüpp.
Da war jemand!
Es gab für sie keine andere Erklärung. Der Verfolger war da. Sie stand hier auf der Fläche wie auf dem Präsentierteller und dachte wieder an den ausgebluteten Hasen.
Der Vergleich traf irgendwo zu.
Auch sie konnte abgeschossen werden wie ein Hase.
Warum nur? Warum bin ich hergekommen?
Eine Antwort auf die Frage konnte sich Ramona Sendi auch nicht geben…

***

Es gibt den gewissen Grad der Erlösung, den auch wir spürten, als wir Sukos Wohnung erreicht hatten, nach dem Aufschließen die Stimmen beider Frauen hörten, und gemeinsam tief und erleichtert aufatmeten.
Schon erschien auch Shao im schmalen Flur. Ihr Gesicht zeigte eine gewisse Anspannung trotz der Erleichterung, die sie bei unserem Anblick überkam. Sie umarmte Suko kurz, und ich bekam noch ihr

Flüstern mit.
»Bin ich froh, daß ihr gekommen seid.«
»Das war doch Ehrensache.«
Ich hatte mich an den beiden vorbeigeschoben und betrat als erster den Wohnraum.
In diesem Augenblick drehte sich Thamar um, stand auf und nickte mir lächelnd zu. »Hallo, John«, sagte sie. »Ich bin froh, daß wir uns wiedersehen.«
Mein Lächeln fiel synchron mit dem Anheben der Schultern zusammen.
»Das hättest du auch einfacher haben können«, hielt ich ihr vor.
»Es ist deine Meinung.«
»Sicher.«
Wir setzten uns wieder, als auch Shao und Suko den Raum betreten hatten. Mein Freund kam direkt zur Sache und streckte vier Finger in die Höhe. »Das ist die Anzahl der Toten gewesen«, sagte er, »und wir haben ihr Sterben mit ansehen müssen.«
Thamar senkte den Kopf. Ob schuldbewußt oder nicht, konnte man offenlassen. »Ich habe es nicht gewußt.«
»Hätte es denn etwas daran geändert?« fragte ich.
»Nein!« erwiderte sie überraschend hart. »Sie haben sterben müssen. Sie hatten es verdient. Sie haben Estelle brutal getötet. Es war nur recht und billig. Ihr habt sie nicht halten können, aus welchen Gründen auch immer, aber ich habe mich darum gekümmert.«
»Recht und billig kann ich nicht gelten lassen«, hielt ich ihr vor, »aber zu ändern ist es nicht. Deshalb beschäftigt mich die Frage, wie du es geschafft hast.«
Sie deutete auf den Computer.
»Bitte?« fragte ich.
»Ja, durch ihn.«
»Stimmt das auch?« flüsterte Suko seiner Partnerin zu, die ebenso überrascht war wie ich.
Shao nickte. »Ja, sie hat es mit seiner Hilfe geschafft. Auch ich bin damit überrascht worden.«
Da Thamar unsere Blicke auf sich gerichtet sah, zögerte sie nicht, über ihren »Mord« zu reden. Freimütig berichtete sie von einem Phänomen, das uns in Staunen versetzte, aber es rieselte uns dabei kalt den Rücken hinab.
Für Laien wie wir waren diese technischen Möglichkeiten eine Utopie, und auch nicht jeder schaffte es, sie anzuwenden, aber Thamar war dazu in der Lage gewesen, und die anderen Frauen waren es sicherlich auch. Abgesehen von der einen Toten aus Deutschland.
Die beiden Frauen stellten auch keine Fragen mehr. Suko und ich ließen unsere Gedanken kreisen. Für mich zumindest kristallisierte

sich so etwas wie ein Motiv dieser vier Killer hervor. Sie arbeiteten für den NSG.

Dieser Top-Geheimdienst, der bei allem mitmischte, was nur nach Elektronik und Zukunft roch, war aber wohl nicht in der Lage, so zu morden wie die Psychonautinnen. Das paßte ihnen nicht. Deshalb wurden die Frauen auch gejagt.

Alles gut und schön. Noch Theorie. Praxis war unter anderem Thamar.

Wie konnte sie überhaupt diese Kraft per Satellit aktivieren und über einen Umweg und in Sekundenschnelle töten? Gut, die Empfänger bei den vier Agenten hatten »durchgedreht« und waren zu tödlichen Instrumenten geworden. Lag das nur am dritten Auge der Frauen?

Hier stockte ich mit meiner Denkweise. Da kam ich einfach nicht mehr weiter. Im Gesichtsausdruck meines Freundes Suko sah ich, daß es ihm ebenso erging.

»Ich habe es begriffen«, sagte er und sprach damit Thamar an.

»Trotzdem komme ich nicht zurecht. Tut mir leid. Da gibt es noch immer zu viele Ungereimtheiten.«

»Das kann ich mir denken.«

»Wieso seid ihr in der Lage, Computer, Satelliten und harmlose Empfänger zu manipulieren, daß sie zu Mordinstrumenten werden? Wie schafft ihr das?« Suko hob zwischendurch die Schultern.

»Liegt es einzig und allein an eurem dritten Auge? Sorgt allein seine Existenz dafür?«

Die dunklen Augen der Psychonauten schauten uns an. Dabei schüttelte sie langsam den Kopf. »Nein, Suko, nein, so kannst du es nicht sagen. Das liegt nicht an unserem Erbe.«

»Dann gibt es noch etwas, das wir nicht wissen.«

Sie nickte. »Ich habe es Shao bereits erzählt und werde es für euch gern wiederholen. Unsere Veränderung liegt daran, daß wir von einem UFO entführt wurden. Wir vier. Estelle, die jetzt leider tot ist, Dagmar, Ramona und ich.«

Suko und ich saßen auf unseren Plätzen und rührten uns nicht mehr.

Von einem UFO entführt. Weggeschafft von dieser Erde. In einem Raumschiff!

Ich wollte es nicht glauben und schüttelte den Kopf, wie auch mein Freund Suko.

Es war nicht unmöglich, denn wir hatten bereits einen Fall in den Staaten erlebt, in den wir hineingeraten waren. Wir hatten ein UFO gesehen, wir kannten Dinge, über die wir schwiegen, und deshalb lehnte ich die Aussage der Frau nicht von vornherein ab.

»Ihr sagt nichts«, murmelte Thamar.

»Wir glauben dir.«

Meine Antwort hatte so schlicht geklungen, daß ich selbst Thamar

damit überraschte. Sie lächelte etwas unglaubwürdig, aber ich wollte mich nicht auf lange Erklärungen einlassen. »Geh davon aus, Thamar, daß wir dir alles abnehmen.«

»Das ist gut.« Ob sie erleichtert war, sahen wir ihr nicht an. Sie legte ihre Hände auf die Oberschenkel und schaute ins Leere. Ihr Blick verlor sich in Erinnerungen.

Die Pause war mir zu lang. »Hast du etwas vergessen? Ist dir deine Erinnerung geraubt worden?«

»Nein, nein, das ist es nicht.«

»Was denn?«

Sie schüttelte den Kopf und sagte: »Alles ist so fremd. Ich meine, an mein Erbe habe ich mich gewöhnen können, aber die Entführung hat doch Spuren hinterlassen. Ich schaffe es einfach nicht, mich an Einzelheiten zu erinnern. Ich weiß nur, daß wir uns an einer bestimmten Stelle in Deutschland trafen. Jede von uns hat die gleiche Botschaft empfangen, die ich auch jetzt wieder spüre. Das UFO landete dort. Ich sah das Licht, nur das grelle Licht. Es war wie eine gewaltige Sonne, die allerdings anders schien als die normale. Wir glitten, gingen oder flogen hinein in das Licht, das sich abschwächte. Ich merkte nicht mal, daß wir flogen, aber wir wurden irgendwo hingelegt. Ich spürte dann die ungewöhnlichen Methoden der Untersuchung. Man tastete uns ab. Man vermaß uns. Man beschäftigte sich auch mit unseren Augen. Das alles passierte, obwohl wir es mit dem klaren Verstand nicht mitbekamen. Keiner von uns wußte so richtig Bescheid. Auch die Zeit verfloß, ohne daß wir uns dessen bewußt wurden. Aber man untersuchte uns.« Sie nickte jetzt zweimal. »Man stellte uns förmlich auf den Kopf. Bis wir schließlich wieder entlassen wurden und gehen konnten. Ja, weggehen.«

Was Thamar uns da mit schlichten Worten erklärt hatte, war schon beeindruckend gewesen. Aber wir wollten mehr wissen. Wieder kam mir Suko mit einer Frage zuvor. »Wie ging es dann weiter? Hast du normal gelebt wie sonst auch?«

»Ja. Wir gingen wieder auseinander. Wir haben einfach nicht viel gesprochen. Wir trennten uns, aber wir wußten Bescheid, auch über das Band, das es jetzt zwischen uns gab. Es war fest, es riß nicht. Wir hielten den Kontakt aufrecht. Aber wir brauchten uns nicht zu sehen, denn es gab ja die unwahrscheinlich starke Seelenverwandtschaft zwischen uns und das Wissen über die Außerirdischen.«

»Warum gerade ihr?« wollte ich wissen, obwohl ich die Anwort schon kannte.

Thamar hob den rechten Arm und zeigte mit einem Finger auf ihre Stirn.

»Das Auge, John, es geht einzig und allein um das Auge.«

»Das kannten die Fremden wohl noch nicht.«

»So denke ich auch.«
»Dann haben sie euch untersucht, und sie wissen jetzt, welche Funktion dieses dritte Auge hat. Daß es ein Träger, ein Übermittler und ein Speicher von Informationen ist, die eine im Nebel liegende Vergangenheit betreffen.«
»Ich denke es.«
»Das ist die eine Seite«, sagte Suko, als ich eine Pause einlegte. »Aber es muß noch eine zweite geben, nämlich die NSG.«
»Ja, die Mörder«, flüsterte Thamar. »Sie haben Bescheid gewußt, nicht wahr?«
Thamar nickte.
»Was kein Problem ist«, sagte ich. »Dieser Dienst überwacht nicht nur elektronisch die Welt, sondern hat seine Spione auch im All sitzen. Es läuft alles zusammen. Die Landung des UFOs ist nicht unbemerkt geblieben. Die NSG hatte endlich ein Ziel. Sie hat ihre Agenten losgeschickt, und diese Männer habe es geschafft, die Zeuginnen zu finden. Das ist uns ja selbst so ergangen, Suko. Wir waren doch Zeuge dieses versuchten Mordanschlags auf uns. Thamar hätten sie entführt, um aus ihr Informationen herauszupressen.«
»Das kann sein.«
»Das ist sogar so, Suko, glaub es mir.« Ich räusperte mich. »Die eigentlichen Gegner setzen sich nicht aus der Besatzung des UFOs zusammen, sondern sind die Agenten des NSG. Darüber sollten wir uns allmählich im klaren sein. Wie ich sie einschätze, werden sie nicht aufgeben, dazu ist die Sache viel zu wichtig.«
Shao, die bisher nichts gesagt hatte, öffnete den Mund. »Das sieht dann für die restlichen beiden nicht gut aus. Wie hießen sie noch?«
»Dagmar und Ramona.«
»Stimmt«, sagte Thamar. »Ich weiß auch, wie es weitergeht, ohne selbst in die Zukunft schauen zu können. Ich kenne das Spiel, denn es hat sich wiederholt.«
»Wie meinst du das?«
Sie lächelte mir etwas traurig zu. »Das ist sehr einfach, John. Ich spüre wieder den gleichen Drang wie schon einmal. Und dieser Drang entspricht einem Sog. Er will mich dort hinziehen, wo ich schon einmal gewesen bin.«
Ich hatte vorhin sehr gut zugehört und sagte: »Du mußt also nach Deutschland. Und zwar dorthin, wo das UFO landete.«
»Das ist richtig, John, sehr richtig. Ich spüre es. Der Drang wird immer schlimmer. Ich werde mich auch nicht dagegen wehren können. Vielleicht will ich es auch nicht.« Sie hob die Schultern. »Zugleich fürchte ich mich davor.«
»Das kann ich zwar verstehen, aber diese Furcht brauchst du nicht zu haben, denn wir werden bei dir sein.«

»Ihr wollt mit?«
»Sicher.«
Sie schluckte und mußte sich erst an die neuen Gegebenheiten gewöhnen. Lange ließen wir ihr keine Ruhe, denn Suko fragte sie direkt nach dem Ziel in Deutschland.
»Es liegt in einer einsamen Gegend. In einem Mittelgebirge. Das ist der Harz.«
Ich kannte ihn. »Dann müssen wir bis Hannover fliegen.« Ich stand auf, weil ich einen Flug buchen wollte, aber Shao hatte etwas dagegen. »Das werde ich erledigen. Heute wird sicherlich noch eine Maschine starten. Drei Flüge, nicht?«
»Sicher.«
»Ich werde hier in London bleiben«, sagte sie. »Vielleicht kann ich sogar mit dem Computer zu euch Kontakt halten.«
»Würde mich freuen«, sagte ich.
Bevor Shao noch saß, meldete sich das Telefon. Suko hob ab und bekam große Augen. »Du - Harry?«
Ich saß plötzlich steif. Der Anruf erreichte uns unter Garantie aus Deutschland. Plötzlich führten alle Spuren wieder dorthin. Meine Ohren wuchsen, damit ich auch jedes Wort hörte. Suko sagte leider nicht viel, aber er nickte einige Male, stimmte auch akustisch zu, lachte dann und meinte: »Wir hätten uns heute wahrscheinlich sowieso gesehen.«
Damit wußten Thamar und ich, daß sich Harry wohl an dem Ort oder zumindest in der Nähe des Ortes aufhielt, der auch auf unserem Plan stand. Als Suko aufgelegt hatte, malte sich der Triumph auf seinem Gesicht ab. »Es ist alles klar, wir werden Harry und seine Kollegin entweder in dem kleinen Hotel treffen oder in der Nähe. Ist er nicht im Hotel, wird er uns eine Nachricht hinterlassen.«
Ich hatte den innerlichen Ruck bekommen. »Kollegin?« fragte ich sicherheitshalber nach.
Suko nickte. »Sie bearbeiten den Fall gemeinsam. Harry Stahl und Dagmar Hansen.«
Wir hörten den Schrei. Nicht sehr laut, immerhin aber zuckten wir zusammen. Thamar hatte ihn ausgestoßen. Sie saß kerzengerade auf ihrem Platz und zitterte.
»Was hast du?« fragte ich.
Shao hatte sich ebenfalls umgedreht und schaute uns an.
»Die Frau hieß Hansen - Dagmar Hansen, nicht wahr?«
»Das stimmt.«
»Sie ist eine von uns!«
Bei uns fiel auch das Geldstück, wir hörten es klicken, und ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich, du hast den Namen erwähnt. Ich habe jetzt geschlafen.«

»Dann wird Ramona auch kommen!« erklärte Thamar. »Da bin ich mir sicher.«
»Was kann das bedeuten?« Ich hatte mich auf die Sessellehne gesetzt und schaute sie direkt an.
»Das ist einfach. Es wird zu einem weiteren Treffen kommen. Der Drang ist da. Die anderen wollen, daß wir wieder in ihr Raumschiff steigen. Es soll weitergehen, weiter, immer weiter…«
»Aber diesmal sind wir dabei«, sagte Suko.
»Nur müßt ihr euch beeilen«, erklärte Shao trocken. »In der nächsten Maschine sind noch drei Plätze frei. Am besten laßt ihr euch mit dem Hubschrauber zum Flughafen bringen, sonst packt ihr das nicht mehr.«
Ich stand schon am Telefon. »Das wird Sir James schon regeln…«

***

Ramona Sendi tat nichts. Sie stand auf der Wiese wie das Mädchen, das auf die vom Himmel fallenden Sterntaler wartet, aber bei ihr geschah nichts. Der Reflex wiederholte sich nicht. Sie sah auch nicht den geheimnisvollen Verfolger und Beobachter. Die Frau kam sich plötzlich sehr allein vor, und sie spürte die Kälte, die über ihren Rücken hinwegkroch wie mit spitzen Eisfingern.
Der Drang, mit dem sie noch immer nicht hundertprozentig zurechtkam, hatte sie auf diese Wiese geführt, wo sie verloren und wie ein Zielobjekt stand, und sie traute sich nicht, einen Schritt nach vorn zu gehen. Die Zeit lief für sie langsamer ab. Da tropften die Sekunden nur dahin, alles hatte sich für sie verändert. Im Rücken spürte sie ein Zucken, als befände sich dort ein Mund, der sich öffnet und schließt. Jeden Moment erwartete sie die Kugel, die in ihren Körper schlug.
Sie kam nicht.
Sie hörte auch keinen Abschußknall.
Es blieb ruhig, bis auf die Laute der Natur, die sie doppelt so laut hörte wie sonst, denn ihre Sinne für Veränderungen waren plötzlich geschärft worden.
Hinter ihrer Stirn blieb das Pochen. Sie wußte, daß sich ihr Auge dort abmalte.
Noch hatte sie sich nicht umgedreht. Der versteckte Beobachter schaute noch auf ihren Rücken, aber bis zum Einbruch der Dunkelheit konnte sie nicht so stehenbleiben.
Er war da, und er würde auch bleiben. Davon ging sie einfach aus. Er würde sich nicht zurückziehen, solange sie auf dieser Lichtung stand und wartete.
Das wollte sie ändern.
Sehr langsam drehte sich die Frau. Noch immer schlug ihr Herz kräftiger als gewöhnlich. Zugleich hatte sich auch der andere Druck

verstärkt, dieser ungewöhnliche Sog, der über sie gekommen war und sie zu diesem Ziel geführt hatte.

Es war wie damals, nur nicht ganz so stark. Aber es war noch nicht dunkel, und wenn die Nacht sich über das Land gelegt hatte, würden die Fremden aus den unendlichen Weiten des Alls kommen, landen und sie einfach holen.

Wehren konnte sie sich nicht. Da ging es Ramona wie den anderen beiden.

Tief atmete sie die kühle Luft ein und spürte, daß es ihr allmählich besserging.

Der erste Blick hinüber zum Weg. Ihren Wagen sah sie. Einen zweiten entdeckte sie nicht. Und natürlich auch keinen Menschen, denn der Verfolger hielt sich versteckt.

Es ging nichts mehr. Es war alles normal. Eine Täuschung? Ein Irrtum?

Auf keinen Fall, denn es mußte jemanden geben, der ihr den Hasen in die Dusche gelegt hatte.

Ramona ging wieder zurück. Mit langsamen, sehr genau gesetzten Schritten. Sie versuchte, sich zusammenzureißen und durch keine Bewegung erkennen zu geben, daß sie den anderen zumindest bemerkt hatte. Auch der traf keine Anstalten sich zu zeigen. Er blieb in seiner Deckung hocken, falls er überhaupt dort saß und sich nicht schön längst zurückgezogen hatte.

Bevor sie den Rand erreicht hatte, blieb sie für wenige Augenblicke stehen.

In ihrer Umgebung tat und bewegte sich nichts. Die Ruhe blieb nach wie vor bestehen. Der leichte Wind, der mit den Grashalmen spielte oder die dünnen Zweige des Gestrüpps zittern ließ.

Er zeigte sich nicht. Ramona wußte nicht, ob sie sich darüber ärgern sollte. Es war besser so. Sie wollte es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Vielleicht hatte die andere Seite auch vor, bis zur Dunkelheit zu warten. Möglich war alles. Ihre Gegner durften keinesfalls unterschätzt werden. Sie hatten eine unvorstellbare Macht und eine Rückendeckung, mit der die Frau nicht zurechtkam.

Hatte es noch Sinn, länger auf der Lichtung zu stehen? Nein, für sie nicht. Sie würde ins Hotel zurückfahren und dort warten, denn dort befand sie sich in relativer Sicherheit. Wenn sie sich immer unter Menschen aufhielt, würde es selbst der abgebrühteste Killer nicht wagen, sie dort herauszuholen.

Der Twingo stand im Gebüsch. Seine grüne Farbe war dunkler als die der Natur, und in seiner Nähe hielt sich auch niemand auf.

Ramona beeilte sich jetzt. Sie würde wiederkommen, das stand fest, denn der andere Drang war einfach zu groß. Noch hielten sich die anderen zurück und blieben irgendwo in der Weite des Alls verborgen.

Bevor sie den Twingo erreichte, holte sie schon die Autoschlüssel aus der Tasche. Zielsicher fand der Schlüssel das Schloß. Sie kam nicht mehr dazu, die Tür zu öffnen, denn plötzlich hörte sie das Geräusch, als wäre in ihrer Nähe eine Sektflasche geöffnet worden.

Etwas patschte neben ihrem rechten Fuß in die Erde, riß dort ein Loch und ließ kleine Krumen hochspritzen.

Ramona wußte Bescheid.

Jemand hatte auf sie geschossen.

Im selben Augenblick hörte sie das leise Lachen und den knappen Befehl. »Heb die Hände und dreh dich um!«

***

Es war vorbei. Die andere Seite war schneller gewesen, und Ramona Sendi spürte den scharfen Stich, der durch ihren Körper sägte. Es war einfach das Gefühl der Enttäuschung, das sie überfallen hatte. Bisher war alles gutgegangen, nun aber mußte sie einsehen, daß die andere Seite raffinierter gewesen war.

Ramona tat genau das, was ihr befohlen worden war und hob die Arme so hoch, wie sie es aus Filmen her kannte.

Damit war der Mann zufrieden, denn er nickte ihr zu, und Ramona konnte ihn endlich von Angesicht zu Angesicht sehen.

Sie kannte ihn nicht. Er war relativ klein. Kompakt gebaut. Ein breites Gesicht, ein eckiges Kinn, dünne Haare, die in schwarzen Locken auf der Kopf platte wuchsen. Augen ohne Gefühl, die sie schon sezierend anschauten.

Sahen so Killer aus?

Ramona überlegte. Sie wußte es nur nicht, und das Lächeln des anderen gefiel ihr nicht. Er hielt in der rechten Hand eine Waffe. Einen Revolver mit sehr langem Lauf. Wieder wurde sie an einen Film erinnert.

Dort hatten die Killer auch des öfteren Waffen mit verlängerten Läufen getragen, und Ramona wußte, daß dann ein Schalldämpfer aufgeschraubt worden war. Deshalb hatte sie auch kaum einen Schuß gehört.

Hinter ihr und wahrscheinlich auch jenseits des abgestellten Wagens klang ein Rascheln auf. Ramona wagte es nicht, den Kopf zu drehen.

Sie konnte sich schon vorstellen, daß sich dort ein zweiter Mann bewegte, denn solche Typen kamen zumeist nicht allein.

Wenig später sah sie einen Schatten über den Boden gleiten, dann tauchte der Mann neben seinem Kumpan auf. Auch er war bewaffnet.

Allerdings nicht mit einem Revolver, sondern mit einem Gewehr, das sogar mit einem Zielfernrohr ausgerüstet war.

Der Mann war größer, braunhaarig und hatte ein blasses Gesicht mit ebenfalls blassen Augen. Er trug eine hellgrüne Jacke und blaue Jeans.

»Wir haben dich«, sagte er.
Ramona schwieg.
Der erste kam auf sie zu, schlug aber einen Bogen und blieb dicht hinter ihr stehen. Er tastete sie blitzschnell ab und war zufrieden, als er keine Waffen fand.
»Du bist ganz schön mutig, Ramona!«
Meinen Namen kennen sie auch, schoß es ihr durch den Kopf. »Warum mutig?« fragte sie zurück.
»Eine von euch ist gestorben, nicht?«
»Ich weiß.«
»Und trotzdem kamst du her.«
»Ich mußte es tun.«
»Kann sein, und es ist auch gut für uns, denn wir lassen euch nicht aus den Augen. Ihr steht unter unserer Kontrolle. Wir bleiben am Ball. Das hat Estelle auch gemerkt.«
»Warum mußte sie sterben?«
»Das ist einfach. Sie hat sich als stur erwiesen. Sie hat uns nicht das gesagt, was wir wollten, und da mußten wir eben zu anderen Mitteln greifen.«
»Ihr?« fragte Ramona leise. »Wer seid ihr denn? Seid ihr Richter Henker?«
»Wir sind die Macht«, erklärte der Kerl mit dem Gewehr. »Wir sind die reine Macht.«
»Und weiter?«
»Wir wollen diese Macht mit niemandem teilen, und wir wollen erfahren, was auf der Welt abläuft. Wir müssen alles unter Kontrolle haben. Es ist sehr wichtig.«
»Ihr seid Mörder!«
»Manchmal geht es nicht anders. Da muß es Opfer geben, um andere zu retten.«
»Das ist zynisch und pervers.«
»Vielleicht, aber so ist das Leben und auch die Welt.« Der Sprecher richtete die Mündung genau auf ihren Kopf. Ramona wußte, daß er sie töten würde, wenn sie jetzt etwas versuchte. Mit Gewalt hielt sie ihre Furcht unter Kontrolle. Sie wollte auch nicht, daß sich auf ihrer Stirn das dritte Auge abzeichnete, und sie hoffte deshalb, die Kraft zu haben, dies zu unterdrücken.
»Wir werden jetzt einen kleinen Spaziergang machen, Süße«, erklärte der Typ in ihrem Rücken. »Nicht weit, du brauchst keine Angst zu haben. Aber wir gehen zu uns.«
»Habt ihr den Hasen getötet?«
Der Kerl in ihrem Rücken kicherte. »Das war doch wohl eine Überraschung, wie?«
»Kann man sagen«, murmelte Ramona.

»Du sollst nur wissen, daß du nicht allein bist. Wir dachten ja, daß dich der tote Hase in Panik versetzt hätte, aber das war nicht der Fall. Du hast gute Nerven.«

Sie schwieg. Das Thema wollte sie nicht weiter diskutieren. Dann spürte sie den Druck der Waffenmündung im Kreuz. Es war für sie das Zeichen, sich in Bewegung zu setzen.

Ramona ging einfach weiter. Der Twingo blieb hinter ihr zurück wie ein allmählich verglühender Funke Hoffnung. Keiner ihrer beiden Bewacher hatte etwas dagegen, daß sie auf dem Weg blieb, bis sie eine gewisse Stelle erreicht hatten, die ihr auf der Hinfahrt nicht aufgefallen war.

Rechts von ihr und noch vor Beginn des Waldes, aber in direkter Nähe, führte ein Trampelpfad durch das hohe Gras und Unkraut in die Richtung der Straße.

»Es wird etwas beschwerlich«, sagte der Mann mit dem Gewehr, »aber das schaffst du bestimmt.«

Ramona antwortete nicht. Sie hielt den Kopf gesenkt. Beide Männer befanden sich hinter ihr, und sie spürte ihren Atem, wenn er hin und wieder ihren Nacken streifte. Manche Gewächse waren so hoch, daß sie kaum darüber hinwegschauen konnte. Die Straße, wo möglicherweise der Wagen der beiden Männer parkte, war nicht zu sehen, denn das Geländer führte bergan.

Nach wenigen Schritten sah auch Ramona das Ziel. Am Rand der Straße parkte ein Wagen mit geschlossener Ladefläche. Es war ein kleiner Transporter.

»Jetzt haben wir es nicht mehr weit!« hörte sie hinter sich die Stimme des Gewehrträgers. Der Mann überholte sie und öffnete bereits die hinteren Ladetüren.

Ramona fragte sich, wer diese Männer waren. Bestimmt gehörten sie irgendeiner Organisation an - nur welcher? Zahlreiche Vermutungen schössen durch ihren Kopf. Sie dachte an die Mafia, aber auch an andere Verbrecherorganisationen wie Terror-Clans und Extremisten bis hin zu religiösen Fanatikern.

Alles konnte zutreffen, mußte aber nicht stimmen, denn trotz der Waffen wirkten die beiden relativ normal.

Der Gewehrträger hielt ihr die Tür auf. Er lächelte sie kalt an, als Ramona die Straße betrat und sich sofort dem Heck des Fahrzeugs zuwandte. »Steig ein, Täubchen!«

Sie gab keine Antwort. Bevor sie den Fuß hob, warf sie einen ersten Blick in das Innere und wunderte sich darüber, daß die Ladefläche des Fahrzeugs vollgestopft war mit Elektronik. An den Wänden hingen Bildschirme und weitere Meßgeräte. Da paßten die Konsolen haargenau, und zwischen ihnen, wo es einen schmalen Gang gab, standen drei Drehstühle.

Vom Fahrerhaus her hörte sie die Stimme eines dritten Mannes, der sich erkundigte, ob alles in Ordnung war. Er hatte englisch gesprochen, mit amerikanischem Akzent.

Ramona registrierte, daß sie es mit Amerikanern zu tun hatte. Auch in der deutschen Sprache hatte sie diesen fremden Akzent bereits genau gehört. Es beruhigte sie nicht, ließ ihre Gedanken aber in andere Richtungen wehen, denn plötzlich kam ihr auch eine Organisation wie der Geheimdienst in den Sinn.

Der Kraushaarige stieß ihr den Lauf der Waffe in den Rücken. Ramona stolperte vor. Eine Rückenlehne gab ihr etwas Halt, ehe sie den Stuhl nach vorn drückte.

»Du darfst dich setzen!«

Ramona zog den Stuhl heran und ließ sich auf ihm nieder. Der Mann mit dem Revolver drehte ihn wuchtig herum, damit Ramona ihn anschauen konnte.

Inzwischen wurde die Tür geschlossen. Die Helligkeit verschwand.

Ramona kam sich vor wie in einem Grab, dessen Inneres allerdings erhellt wurde, als der Gewehrträger einen Schalter betätigte. Unter der Decke gab eine Lampe mehr Licht, als die Beleuchtung der Instrumente zuvor abgestrahlt hatte.

»Wir können dich fesseln!« erklärte der Dunkelhaarige. »Es kommt ganz allein auf dich an.«

»Ich werde mich ruhig verhalten.«

»Gut, Süße, das ist auch besser für dich.«

Der zweite Typ hatte bereits seinen Platz eingenommen und nach dem Hörer eines Satellitentelefons gegriffen. Er tippte eine Nummer ein, schaute Ramona an und wartete, bis sich am anderen Ende der Leitung jemand meldete. Der Anrufer gab ein Codewort ein und wurde erst dann weiterverbunden. Einige Sekünden dauerte es. Dann fing der Mann an zu reden. Er sprach sehr schnell. Zudem war die Sprache durch seinen breiten Südstaaten-Dialekt sehr gefärbt, so daß die Gefangene nicht alles mitbekam. Was sie verstand, reichte ihr allerdings, denn der Mann mit dem Gewehr sprach von einem ersten großen Erfolg. Er hörte sich die Anweisungen der Zentrale an, bestätigte diese und legte schließlich auf. Mit einem zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht drehte er sich um.

Direkt schaute er Ramona ins Gesicht. »Ich hoffe, du stellst dich nicht so an wie diese Estelle.«

Sie schwieg, aber der zweite Typ - er saß hinter ihr - kicherte leise.

»Ich weiß nicht, was Sie wollen.«

»Das ist einfach. Erkläre es ihr, Paul. Mach es ihr richtig klar.«

Paul war der Mann mit dem Gewehr. Er schaute Ramona noch einmal kalt an, bevor er sich bewegte. Um die Videokassette aus einem Fach zu holen, brauchte er nur den Arm auszustrecken. Er

schob sie in den Recorder, schaltete einen kleinen Fernseher ein und sagte, während sich auf dem Schirm noch nichts zeigte: »Wenn du das gesehen hast, weißt du genau, was wir von dir wollen.«

»Das verstehe ich nicht…«

»Schau es dir an!«

Sie nickte.

Auf dem Bildschirm zeigte sich noch nichts. Nur grauer Schnee, durch den hin und wieder waagerechte Streifen schössen. Das blieb nicht mehr lange so, denn ein erstes Bild erschien. Zwar dunkel, so daß Ramona Mühe hatte, etwas zu erkennen.

Das Bild zeigte keinen Ort, sondern eine Landschaft, die von den Schatten der Nacht überdeckt wurde. Der Himmel und der Untergrund schienen bei dieser Dunkelheit ineinanderzufließen, aber bei genauerem Hinsehen zeigten sich schon einige Umrisse. Erstarrte Wellen, die in der Luft zu hängen schienen.

Daran konnte die Betrachterin nicht glauben. Sie rechnete damit, daß es eine Landschaft war, die sich nicht weit von hier entfernt befand. Sie veränderte sich nicht, weil sich das gesamte Bild ausschließlich auf eine Szene konzentrierte. Der Himmel blieb dunkel. Sterne waren nicht zu sehen, bis in der Ferne plötzlich ein Punkt auftauchte. Ein Licht, das sich rasch und zuckend näherte und plötzlich strahlend hell wurde, daß Ramona sich gezwungen sah, die Augen zu schließen.

Das Licht blendete sie. Es krallte sich förmlich in ihr fest, und in ihrem Kopf huschten die Erinnerungen hoch. Sie kannte das Licht. Sie hatte es nicht nur gesehen, sondern hautnah erlebt, und sie wußte auch, zu wem es gehörte.

Hinter Ramona bewegte sich der zweite Mann und legte ihr seine Hand auf die Schulter. »Öffne die Augen und schau genau hin, Lady. Später werden wir dir dazu einige Fragen stellen.«

»Ja, ist gut.«

Tatsächlich konnte sie jetzt besser sehen. Die Blendung war beinahe verschwunden. Das Licht zeigte sich nicht mehr in dieser grellen Farbgebung.

Es hatte sich mehr verteilt und erinnerte dabei an einen sehr hellen Nebel, in den Scheinwerfer hineinleuchteten.

Aus diesem Nebel wuchs ein Umriß hervor. Ein Kreis oder eine Scheibe mit einem großen »Hut«, der wie eine Kuppel in die Höhe ragte.

Das war es!

Das war das UFO!

Ramona spürte das Zittern. Sie merkte plötzlich, wie sich Kälte-und Hitzeschauer auf ihrem Körper ablösten. Sie spürte auch den Druck hinter den Augen und zugleich das wilde Klopfen des eigenen Herzschlags. Die Erkenntnis hatte sich tief wie ein Stachel in ihr Herz

gebohrt.
Sie merkte den leichten Schwindel, aber sie starrte trotzdem fasziniert auf den Schirm und spürte den Druck hinter ihrer Stirn, wie er sich immer mehr ausbreitete. Sie würde nicht verhindert können, daß sich das dritte Auge immer stärker nach vorn schob. Die Männer würden es sehen, und Paul hatte es bereits entdeckt.
Durch den Widerschein des Fernsehers war ihr Gesicht angeleuchtet.
Das konnte darin einfach nicht übersehen werden. Zudem hatte der andere Kerl das Deckenlicht gelöscht. Ramona hatte es nicht mal wahrgenommen. Nun aber wurde ihr die kalte und zugleich unheimliche Atmosphäre bewußt. Zudem kam vom Bildschirm her etwas zu ihr rüber.
Es war wie eine Strahlung, die sich tief in ihre Erinnerung hineinbohrte.
Sie zitterte am gesamten Leib, sie kaute auf ihrer Unterlippe, und Pauls Stimme vernahm sie wie aus weiter Ferne.
»Du kennst die Aufnahme, Ramona. Du weiß genau, was es ist. Die Fremden sind da. Sie sind bereits gelandet. Sie haben dich und die anderen geholt, nicht wahr?«
Ramona konnte nicht mal nickten. Das Gebilde auf dem Schirm faszinierte sie, obwohl es kaum deutlich zu sehen war und noch immer in dem hellen Nebel schwamm.
»Rede!«
»Nein, ich…«
»Was war mit diesem UFO?«
»Ich kenne es.«
»Gut, Ramona, gut. Du solltest dein Gesicht sehen können. Da zeigte sich ein Auge auf der Stirn. Bist du noch ein Mensch, oder hat man dir das dritte Auge eingepflanzt? Wir wollen eine Antwort, und wir werden sie auch bekommen…«
Sie schwieg. Ihre Finger bewegten sich. Die Hände bildeten Fäuste, die verkrampft auf ihren Oberschenkeln lagen. Sie starrte jetzt auf den Schirm, und das Widerlicht dort erreichte sie ebenfalls, um aus ihrem Gesicht eine blasse Totenmaske zu machen.
Aber sie war Psychonautin. In ihr steckte eine Kraft, die für andere rätselhaft war und sie selbst auch noch nicht richtig einstufen konnte.
Das fremde Raumschiff war gelandet. Aber es zeigten sich keine Personen, die das Raumschiff verließen. Es war bei dem Nebel nicht mal zu sehen, ob es auf dem Boden stand oder schwebte. Alles war diffus, und die Nacht hatte in der Umgebung ihre Schwärze verloren. Sie hatte einen dunkelblauen Touch bekommen. Sie war wie eine Farbe, die die Umgebung anstrich.
Das Auge brannte!
Es lief nicht ohne Schmerzen ab. Ramona spürte es überdeutlich. Es

war wie ein brutales Bohren in ihrem Kopf. Plötzlich war die Faszination dahin, sie merkte, wie das Auge und die gesamte Umgebung so etwas wie eine Verbindung eingegangen waren.

Es strahlte plötzlich.

Paul spang in die Höhe. Die Veränderung konnte er sich nicht erklären.

Sie war ihm unheimlich geworden.

Eine Sekunde später passierte es.

Plötzlich erlosch alles Licht.

Der Bildschirm war dunkel. Die Instrumentenbeleuchtung hatte ihren Geist ebenfalls aufgegeben. Die gesamte Elektronik auf dieser Ladefläche war ausgefallen.

Nur eines gab es noch.

Das Auge!

Es glühte auf der Stirn wie ein tödliches Fanal!

***

Harry Stahl rieb seine Augen, als er den Omega auf dem Parkplatz des kleinen Hotel stoppte. »Das war ein verdammter Streß!« schimpfte er und nickte.

»Ich habe kein Mitleid mit dir, Harry. Du hättest mich fahren lassen sollen.«

»Es geht schon.«

Sie hielt seinen Arm fest, und Harry schaute Dagmar an. »Was wolltest du dir denn damit beweisen?«

»Ich?«

»Ja, du!«

»Nichts wollte ich mir damit beweisen. Ich hatte nur vor, so schnell wie möglich am Ziel zu sein, und das haben wir allem Anschein nach auch geschafft.«

»Kein Einspruch, Euer Ehren!« Dagmar schaute durch die Frontscheibe.

Sie sah nicht nur den Parkplatz, sondern auch das kleine, im Fachwerkstil errichtete Hotel mit seinen sauberen Scheiben, in denen sich die Sonne spiegelte. Der Eingangsbereich war neu gestaltet worden.

Wer das Hotel betreten wollte, mußte durch eine grüne Rauchglastür gehen.

»Packen wir's?« fragte Dagmar. »Ja, einen Moment noch.«

»Was ist denn? Deine Stimme klang so ernst.«

»Nun ja, nach Lachen ist mir eben nicht zumute. Ich wollte dich nur fragen, ob du wirklich sicher bist, daß wir hier in der Nähe den Ort finden?«

»Absolut, Harry. Ich spüre es.« Dagmar senkte ihre Stimme. Sie strich

über ihre Stirn, als wollte sie dort die Umrisse des dritten Auges nachzeichnen, aber es war nicht vorhanden. »Hier drin tickt das Uhrwerk. Da empfange ich die Botschaft.«

»Gut, ich verlasse mich auf dich.«

»Das mußt du auch«, erwiderte sie knapp, lächelte und verließ den Opel.

Harry hob nur die Schultern. Er ließ sich Zeit und schaute dem Gurt nach, der an seinem Körper hochhuschte. Frauen, dachte er, sind etwas Wunderbares, aber manchmal können sie auch nerven. Er bezog das nicht direkt auf seine Begleiterin, die er - je länger sie sich kannten immer sympathischer fand. Dagmar Hansen war der Typ Frau, mit dem man Pferde stehlen konnte. Zudem gab sie sich natürlich, war nicht affektiert und auch keine mit Puder und Schminke eingepinselte Maske.

Sie schien die Sommersprossen auf ihrem blassen Gesicht zu tragen wie andere Frauen ihren Schmuck. Gerade diese Sicherheit gefiel ihm.

Dagmar war schon auf dem Weg zum Hotel, als Harry den Omega endlich verlassen hatte, ihn abschloß und der Frau nacheilte. Noch vor dem Eingang holte er sie ein.

»Hast du hier schon einmal übernachtet?« Die Frage hatte er ihr schon lange stellen wollen, es aber immer wieder vergessen.

»Nein, noch nie. Wie sind damals einfach hergekommen, nur nicht hier, sondern auf der Lichtung.«

Er legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Einen Moment noch, Dagmar. Ich habe dich trotz der Fahrerei beobachten können und festgestellt, daß du dich verändert hast.«

»Wieso?«

»Du bist«, er suchte nach Worten, »ja, du bist ruhiger geworden. In dich gekehrt, aber auch gleichzeitig angespannter. Ich weiß selbst, daß es unlogisch klingt, aber so kam es mir vor.«

Sie lächelte und schaute dabei zu Boden. »Irgendwo hast du recht, Harry. Ich spüre die Botschaft. Ich merke den Drang, und ich weiß einfach, daß ich hingehen muß.«

»Weil sie landen, nicht?«

»Wahrscheinlich«, erwiderte Dagmar und stieß die Tür auf. Sie ging vor, Harry hielt sich hinter ihr. Er dachte über dieses Phänomen nach, und er dachte auch mit Schaudern an die folgende Nacht, wo er etwas entdecken würde, was eigentlich unwahrscheinlich war und von den meisten Menschen nicht geglaubt wurde.

Sollte er einer der wenigen Menschen auf der Welt sein, die eine UFOLandung zu Gesicht bekamen?

Noch weigerte er sich, daran zu glauben, aber in einigen Stunden würde er mehr wissen. Und dann war auch sein Freund John Sinclair anwesend, wenn alles klappte. Bei diesem Fall hatte er das Gefühl,

daß er weichenstellend für die Zukunft sein könnte.

Er betrat das kleine Hotel mit der Rezeption, die hinter einer aus dunklen Holzstämmen errichteten Theke ihren Platz gefunden hatte. Im Moment war der Platz nicht besetzt, aber die Tür dahinter stand offen, und in diesem kleinen Büro tippte eine Person auf der Tastatur eines Computers.

Harry stützte seine Ellbogen neben einem Aschenbecher auf und räusperte sich.

Das tackende Geräusch verstummte. Ein Stuhl wurde zurückgeschoben, geriet in den Sichtausschnitt der Tür, und eine junge Frau in weißer Bluse und grünem Rock erhob sich. Sie trat lächelnd näher und fragte, nachdem sie Dagmar und Harry begrüßt hatte: »Sie haben reserviert?«

»Ja, zwei Einzelzimmer.«

»Auf die Namen Stahl und Hansen.«

»Genau«, sagte Harry.

»Alles klar.« Die Frau lächelte. Ihre roten Pausbacken glänzten wie rote Apfelhälften. »In der ersten Etage. Zimmer sieben und acht. Haben sie Gepäck?«

»Noch im Wagen.«

»Ich kann es holen lassen, wenn Sie möchten…«

»Das erledige ich schon«, sagte Harry und ging wieder zurück. Aus dem Kofferraum holte er die beiden Reisetaschen und schaute sich bei dieser Tätigkeit um.

Dagmar hatte auf der Fahrt mehrmals von Verfolgern gesprochen, aber gesehen hatten sie niemanden.

Die Unruhe blieb trotzdem, besonders, weil er immer wieder an die vor ihnen liegende Nacht denken mußte.

Als er das Hotel wieder betrat, sprach Dagmar noch immer mit der jungen Frau.

»Und Sie wissen nicht, wo Ramona Sendi hingefahren ist?«

»Nein, Frau Hansen, tut mir leid. Sie hat es mir leider nicht gesagt. Ich habe nur gesehen, daß sie in ihren Wagen stieg und davonfuhr.«

»Welches Fabrikat?«

Die Kleine lächelte. »Da haben Sie mich aber erwischt. Lassen Sie mich nachdenken. Es war kein deutsches Auto! Ein Franzose, glaube ich. Hatte eine etwas außergewöhnliche Form.« Sie schnickte mit den Fingern. »Jetzt fällt es mir wieder ein. Es war ein grüner Twingo. Genau, Frau Hansen, so ein Wagen.«

»Danke sehr.«

Dagmar und Harry stiegen die Treppe hoch. Erst als sie außer Hörweite der Hotelangestellten waren, fing Dagmar an zu reden. »Das sieht nicht gut aus, Harry.«

»Warum nicht? Nur, weil sie weggefahren ist?«

»Ja.«
»Eine Spazierfahrt.«
Dagmar blieb am Beginn des Flurs stehen und blickte in Harrys Gesicht.
»Glaubst du das eigentlich selbst?«
»Nein, wenn ich ehrlich sein soll. Aber ich wollte es uns nicht so schwermachen.«
Sie winkte ab. »Vergiß es. Ich sehe da schon einige Gewitterwolken über unseren Köpfen schweben. Meinem Gefühl nach deutet alles auf Schwierigkeiten hin.«
»Mit wem?«
»Das wird sich noch herausstellen.«
Wenig später betraten sie ihre Zimmer, die nebeneinander lagen. Beide Räume waren sehr klein, aber sauber. Harry stellte seine Tasche auf dem Bett ab, trat ans Fenster und mußte eine bunte Gardine zur Seite schieben, um nach draußen zu schauen.
Sein Blick fiel auf die bewaldeten Berge des Harzes.
»Und? Wie gefällt es dir?« hörte er hinter sich Dagmars Stimme. Seine Kollegin stand in der offenen Tür und lächelte in das Zimmer hinein.
Harry hob die Schultern. »Klein, aber fein, würde ich mal sagen.«
»Stimmt.«
Stahl schaute noch ins Bad. Es paßte sich von der Größe her dem Zimmer an. Eine Dusche reichte ihm zudem, denn er konnte auf eine Badewanne verzichten.
»Was hast du vor, Dagmar?«
Sie schaute überrascht. »Warum fragst du das? War das denn nicht unterwegs abgesprochen?«
»Schon«, gab er zu. »Es hätte ja sein können, daß du deine Meinung geändert hast.«
»Nein, auf keinen Fall. Ich schlage vor, daß wir eine Kleinigkeit essen und dann losfahren.«
»Einverstanden. Hunger habe ich auch.« Stahl wußte, wohin sie fahren wollten, denn Dagmar hatte ihm vorgeschlagen, den Landeplatz des UFOs zu besuchen, obwohl er sich das noch immer nicht vorstellen konnte. Es war einfach zu irreal für ihn und zu weit weg.
Sie gingen in das kleine Restaurant, in dem einige Gäste ihr Essen einnahmen - ein frühes Abendessen bereits - und fanden noch einen Tisch am Fenster.
»Vielleicht kommt Ramona ja noch zurück, während wir essen«, sagte Harry, als er sich setzte.
Dagmar hob nur die Schultern. Sie griff zu einer kleinen Karte, die große ließ sie liegen. Nach einem Blick hatte sie sich für einen Salat

aus Käse, Thunfisch und Eiern entschieden. Ihr Gegenüber nahm ein Brot mit Leberwurst.

Harry trank Bier, Dagmar bestellte Wasser und schüttelte den Kopf, als sie aus dem Fenster schaute. »Man sollte es nicht glauben«, sagte sie.

»Da sitzen wir hier wie ein Ehepaar im Urlaub, und tatsächlich sind wir hergekommen, um den Landeplatz eines UFOs zu besichtigen. Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Selbst mir fällt es schwer, obwohl ich unmittelbar davon betroffen bin.«

Es verging noch etwas Zeit, bevor das bestellte Essen serviert wurde.

Nach dem ersten Schluck Bier, der Harry gutgetan hatte, schaute er sich um. Sie mußten damit rechnen, von einem amerikanischen Geheimdienst verfolgt zu werden, das wußte er genau, aber nichts wies darauf hin, daß sich ihnen die Verfolger bereits auf den Fersen befanden. Denn so gut tarnen, wie die Urlaubsgäste hier aussahen, konnten sie sich nicht.

Beide hingen ihren Gedanken nach. Sie tranken hin und wieder einen Schluck, und Dagmar war ruhiger als ihr Gegenüber. Sie schien in Gedanken verloren zu sein und blickte des öftern in imaginäre Fernen, als würde sie dort etwas Bestimmtes sehen, das einzig und allein für sie bestimmt war.

Harry beobachtete sie genau. Er konzentrierte sich auf ihre Stirn, aber das dritte Auge zeigte sich nicht. Dafür wurde das Essen gebracht. Der Salat sah gut aus, und auch über das mit Leberwurst dick belegte Brot konnte niemand meckern.

Beiden schmeckte es. Ab und zu fing Harry ein Lächeln seiner Kollegin auf.

Er wußte nicht, wie er es deuten sollte, aber unsympathisch schien er ihr nicht zu sein.

Vielleicht entwickelte sich ja mehr…

Dagmar aß den Salat nicht ganz auf, im Gegensatz zu Harry, der keinen Krumen zurückließ. Dann schaute er auf die Uhr. »Was ist? Sollen wir noch bleiben?«

»Nein, wir fahren.«

»Okay,«

Dagmar winkte der Bedienung. Sie zahlte beide Essen, was Harry schon erstaunte.

»Es geht ja auf Spesen«, sagte sie. »Und weshalb sollte ich einen Kollegen nicht mal einladen dürfen? Vielleicht ist es das erste und das letzte Mal gewesen.«

Die Bemerkung gefiel Stahl überhaupt nicht. »Wie kommst du denn darauf?«

»Faß diesen Fall nicht zu locker auf. Das hier ist auch kein Urlaub, sondern eine verdammte Wahrheit, die sich zu einer tödlichen verändern kann. Damit male ich nicht mal schwarz, aber die werden kommen, ich spüre es immer deutlicher.«

»Woran und wie?«

Dagmar stand auf. »Lassen wir das.«

Draußen war der Tag zwar noch nicht verschwunden, die Dämmerung würde sich mit ihrem Erscheinen noch ein wenig Zeit lassen, aber es war schon kühler geworden. Von den Bergen wehte ein frischer Wind, der den Geruch von Nadelhölzern mitbrachte.

»Diesmal fahre ich - ja?«

»Okay.« Harry warf seiner Kollegin den Schlüssel zu. Beide stiegen ein, schnallten sich an, und Dagmar startete sofort. Geschickt lenkte sie den Wagen an zwei anderen vorbei, fuhr eine Kurve, rollte aber nicht der Hauptstraße entgegen, sondern nahm einen schmalen Feldweg, an dessen linker Seite sich ein Stück weiter vorn ein dunkler Waldsaum abzeichnete.

»Du kennst dich aber aus!« sagte Harry bewundernd.

»Denk daran, daß ich hier schon einmal war.« Sie hatte mit schmalen Lippen gesprochen und konzentrierte sich jetzt verstärkt auf die Fahrerei.

Ihr Blick war streng nach vorn gerichtet. Der Ausdruck ihres Gesichtes sah aus, als wären wieder Erinnerungen in ihr hochgekommen. Harry war taktvoll genug, um keine Fragen zu stellen.

Dann fuhren sie in den Wald. Es gab genügend Lücken, durch die sich das Licht drängen konnte, aber die Sonne hatte sich bereits verabschiedet. Der Wald wirkte auf sie mehr wie ein grüner Tunnel, durch den nur ab und zu graue Flecken drangen.

Das Ende war bald erreicht. Zum erstenmal zeigte Dagmar wieder eine Reaktion. »Jetzt ist es nicht mehr weit. Du wirst bald auf der rechten Seite eine große Lichtung sehen. Dort ist das Gebilde gelandet.«

»Und im Hotel hat man nichts bemerkt?«

»Nein.«

»Dabei ist es doch nicht so weit entfernt.«

»Richtig, Harry, aber manchmal sind die Menschen blind. Vielleicht wurden sie auch beeinflußt, so daß sie nichts merken konnten. Bist du darüber informiert, über welche Möglichkeiten Außerirdische verfügen?«

»Ich nicht.«

»Eben.«

Sie rollten weiter über den welligen Boden, in dem sich Reifenspuren eingefräßt hatten. Der Wagen schaukelte, die Gegend veränderte sich

nicht, und Harry, der auf dem Beifahrersitz saß, schaute nach rechts, wo sich noch vor ihm ein stilles grünes Meer ausbreitete. Das mußte der Landeplatz des UFOs gewesen sein oder zumindest ein Teil davon.

Dagmar hatte den Blick ihres Kollegen mitbekommen. »Ja, das ist ein Teil der Stelle.«

»Sieht aber normal aus.«

Sie lachte. »Wahrscheinlich ist hier im wahrsten Sinne des Wortes Gras darüber gewachsen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte dieser Flugkörper so etwas wie verbrannte Erde hinterlassen, was ich jetzt nicht kriegerisch meine.«

Harry Stahl hatte seinen Blick auf die rechte Seite konzentriert und wurde deshalb von dem harten und plötzlichen Bremsvorgang überrascht. Er federte in den Gurt, wollte eine Frage stellen, aber Dagmar ließ ihn nicht dazu kommen. »Schau nach links.«

Er blickte an ihr vorbei.

Halb im Gebüsch versteckt stand ein Fahrzeug. Es war ein grüner Twingo. Harry stieß hart die Luft aus. Hinter seiner Stirn spürte er den Druck, aber auch im Magen. »Hat Ramona nicht einen grünen Twingo gefahren?« fragte er leise.

»Ja, hat sie.«

»Und jetzt?«

Dagmar stellte den Motor ab. Sie blieb mit geschlossenen Augen sitzen.

»Ich mache mir Sorgen«, sagte sie leise. »Ja, ich mache mir verdammte Sorgen.«

Harry nickte nur. Dann fragte er: »Wo kann sie sein?«

»Keine Ahnung.«

Er beobachtete sie von der Seite her. Dagmar hatte die Augen noch immer nicht geöffnet. Dafür hatte er auch keinen Blick. Er interessierte sich mehr für ihre Stirn, weil sich dort, wenn sie unter Streß oder Druck stand, das Mal abzeichnete.

Das geschah nicht.

Sie seufzte. Dann schaute sie wieder normal nach vorn. Dabei hob sie die Schultern. »Ich habe versucht, über das dritte Auge Kontakt mit ihr zu bekommen.«

»Ist es dir gelungen?«

»Ich weiß nicht.« Die Worte klangen ziemlich deprimiert. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Wieso?«

»Da war etwas«, sagte sie und nickte. »Ich weiß es genau. Es ist etwas gewesen, aber ich habe es nicht packen können, verstehst du? Es hat sich von mir entfernt.«

»Ja, das muß wohl so sein.« Ihm lag eine Frage auf der Zunge, aber er wollte sie nicht stellen, denn sie hätte sich mit dem Tod der

Ramona Sendi beschäftigt. Dieses Thema anzuschneiden, traute er sich nicht.

Auf seiner Stirn und auf dem Körper lag der kalte Schweiß. Er hätte sich gern geduscht, aber das war nicht möglich. So blieb er sitzen und wartete darauf, was Dagmar tat.

Sie schnallte sich los.

»Wohin willst du? Ramona suchen?«

»Noch nicht.«

»Was hast du dann vor?«

»Du kannst hier im Auto bleiben, wenn du willst. Ich werde mich auf der Lichtung umschauen. Ich habe sie noch nie bei Tageslicht gesehen, wenn du verstehst.«

»Suchst du Spuren?« fragte er, und sein Gesicht zeigte gewisse Zweifel.

»Auch das.«

»Es wird schwer sein, denke ich.«

»Laß mich nur machen.« Sie öffnete die Tür und schwang ihren Körper nach draußen. Auch Harry stieg aus. Um sie herum war es still. Die bewaldeten Berghänge gegenüber schienen dunkler geworden zu sein.

Tiefe Schatten lagen wie schwarze Speere zwischen ihnen, und sie erinnerten an Boten der Furcht.

Dagmar umrundete den Wagen und bewegte sich auf die Lichtung zu, wo alles passiert war. Sie ging sehr vorsichtig, wie jemand, der sich bei jedem Schritt zunächst einmal vorantastete. Dabei bewegte sie auch den Kopf, um nach rechts oder links zu schauen.

Sie waren allein, so weit sie blicken konnten. Es zeigten sich weder irgendwelche Verfolger in der Umgebung, noch die Person, die sie suchten.

Wie jemand der vom Rand eines Pools ins Wasser ging, betrat die Frau die Lichtung. Harry ging hinter ihr. Er sah die zweite Haut auf ihrem Nacken. Plötzlich überkam ihn das Gefühl, sie einfach anfassen und trösten zu wollen. Damit würde Dagmar kaum etwas anfangen können.

Sie mußte schauen und herausfinden, ob sie Ramona fand.

Harry Stahl blieb immer hinter ihr. Bei jedem Schritt wurde das Gras zusammengedrückt.

Es raschelte auch leise, als sie sich über den weichen Boden bewegten. Er wußte nicht, wie weit Dagmar gehen würde, aber er hatte sich längst entschlossen, an ihrer Seite zu bleiben, und wenn zehn UFOs landeten.

In diesen Momenten spürte Harry, daß ihm die Kollegin mehr als nur sympathisch war.

Dann blieb Dagmar stehen.

Soweit Harry es beurteilen konnte, hatten sie nicht einmal die Hälfte der Lichtungsbreite erreicht. Ihre Füße versanken im dichten Gras, das bis zu den Waden reichte.

Einen Schritt hinter ihr blieb Harry stehen. Er beobachtete seine Kollegin, die sich umschaute, bis sie den rechten Arm ausstreckte und mit dem ausgestreckten Zeigefinger zu Boden deutete. »Da, Harry, da ist es. Dort kannst du es noch sehen.«

»Was denn?«

»Die Spuren. Das ist der Beweis, der auch dich überzeugen sollte. Damals ist Gras verkohlt worden, neues wuchs nach. Ist aber noch nicht so dicht, als daß es die Spuren hätte verwischen können. Du weiß also jetzt Bescheid.«

»Okay, schon klar.«

»Gut, dann weiter.«

»Wohin?«

Sie winkte nur ab und schritt wieder vor. Gleitend, tastend, um plötzlich stehenzubleiben. Harry war ihr nicht gefolgt. Er hielt sich noch immer an derselben Stelle auf, aber er sah, wie seine Kollegin zusammenzuckte.

Sie beugte den Kopf nach vorn. Der Oberkörper knickte zusammen, und sie sah aus, als wollte sie jeden Augenblick zu Boden fallen und sich im weichen Gras zur Ruhe legen.

Bevor dies eintreten konnte, hatte sie sich wieder gefangen, aber auch gedreht, und Harry schaute in ihr Gesicht.

Er erschrak!

Das dritte Auge war da.

Nicht einmal schwach. Es leuchtete ziemlich stark und schien von einem Kranz aus Licht und Feuer umgeben zu sein. Das war also die Botschaft, auf die Dagmar gewartet hatte.

Als sie mitbekam, daß ihr Harry helfen wollte, winkte sie mit beiden Händen ab, und er blieb zurück. »Ich muß es allein durchstehen!« keuchte sie. »Ich packe es, Harry. Es, es hat mich nur so plötzlich erwischt.«

»Ich weiß.«

Dagmar wuchtete sich plötzlich hoch. Sie stand wieder. Das Auge war deutlich auf der Stirn zu erkennen, und es erinnerte sogar an eine zuckende Wunde.

Dagmar stand noch auf den Beinen, beide Hände gegen die Wangen gedrückt. Sie bewegte sich wie eine Puppe von rechts nach links, und bei jedem Schritt stampfte sie auf.

Dagmar tat Harry in der Seele leid, aber sie wollte nicht, daß er ihr half.

Da mußte sie allein durch, und sie schaffte es, denn plötzlich stand sie wieder normal vor ihm und blickte ihn an.

»Bist du wieder…?«

Sie nickte. »Ja, ich bin fast wieder in Ordnung.« Ihr Gesicht war noch blasser geworden. Auf der Haut sah Harry den dünnen Schweiß wie eine durchsichtige Fettschicht glänzen, und auf ihrer Oberlippe zeichnete er sich besonders ab.

Das dritte Auge war noch vorhanden, aber längst nicht mehr so kräftig.

Es war dabei, sich wieder zurückzuziehen, als wollte es sich in den Kopf integrieren.

Harry ging auf seine Kollegin zu. Sie wehrte ihn nicht ab, als er sie stützte. Und Harry wußte genau, daß in der kurzen Zeit etwas mit ihr geschehen sein mußte. Sehr blaß waren ihre Lippen, als sie den Mund öffnete, um eine Erklärung abzugeben.

»Ich habe sie gesehen«, flüsterte sie.

»Wen?«

»Sie - die - die«, Dagmar holte keuchend Luft. »Die anderen. Sie haben sich gemeldet. Ich spürte sie in meinem Auge. Sie haben Kontakt aufgenommen.«

»Bist du sicher?«

»Ja!«

»Wann landen sie?«

»Ich weiß es nicht, Harry. Ich weiß es nicht genau, aber in der Dunkelheit, in der Nacht. Dann werden sie über uns kommen, und wir werden hiersein müssen.«

»Wir beide?«

»Nein, nicht du. Du kannst - du brauchst es nicht. Die anderen beiden. Ramona und Thamar.«

»Weißt du mehr über sie?«

Dagmar Hansen stellte sich gerade hin. »Ja, ich weiß mehr über sie. Oder auch nicht. Ich habe es gespürt, denn eine von ihnen befindet sich nicht weit von hier entfernt. Sie ist in der Nähe.«

Harry schaute sich um. »Wo genau?«

»Nah, sehr nah sogar.« Dagmar preßte eine Hand gegen die Stirn. »Ich kann sie spüren, und ich spüre auch, daß sie sich in einer großen Gefahr befindet - in Lebensgefahr…«

***

Die Dunkelheit auf der Ladefläche war da, und sie blieb auch - bis auf eine Ausnahme.

Es war das rot und gelb leuchtende Auge auf der Stirn der Gefangenen, die selbst nicht zu sehen war, da ihr Körper von der Finsternis verschluckt wurde. So sah es für die beiden Männer aus, als würde das Auge in der Luft schweben.

Es bewegte sich nicht. Kein Zucken. Kein Niederschlagen des

Augenlids. Nur das rote und gelbe Feuer schien darin zu kochen, denn zum Stillstand kam nichts.

Es dauerte Sekunden, bis sich die beiden Agenten wieder gefangen hatten, und Ramona spürte sehr deutlich und überhart den Lauf der Pistole in ihrem Rücken. Sie hörte auch die Flüsterstimme, die ihr eine Warnung gab. »Wenn du dich nur einmal falsch bewegst, bist du tot. Klar?«

»Ich habe verstanden.«

»Das ist gut.«

Vor ihr fluchte Paul. Er saß noch immer nahe des Monitors, der ebenfalls dunkel war. Auch die Beleuchtung der Instrumente war verschwunden, wie vom Maul eines Riesen verschluckt. Nichts lief mehr in der Elektronik dieses ungewöhnlichen Fahrzeugs. Es waren auch keine Geräusche zu hören, abgesehen vom Atem der drei anwesenden Menschen.

Paul hatte die Lage als erster erfaßt, denn er sagte: »Da läuft nichts mehr, Curd, überhaupt nichts. Wir sind abgeschnitten. Keine Verbindung zur Zentrale.«

»Scheiße«, sagte Curd. »Das alles ist ihre Schuld.«

»Ich weiß nichts…«

»Doch, das Auge!« Curd nahm die Waffe zurück, stieß sie aber wieder vor, und das tat er dreimal, damit Ramona die Schmerzen im Rücken spürte. »Gib es zu, verflucht! Gib es zu! Du hast daran gedreht, verdammtes Miststück!«

»Nein, ich…«

»Ich schieße dir die Kugel durch den Kopf. Oder jage sie dir in dein Auge. Was hast du getan?«

Ja, was habe ich getan? Ramona dachte nach. Nichts, ich habe nichts getan. Das war nicht ich. Das war das andere in mir, das alte Erbe, die Vergangenheit, das alte Auge. Es ist nicht meine Schuld, aber ich weiß nicht, wie ich es den anderen begreiflich machen soll.

»Los, antworte!« Curd stieß wieder mit dem verlängerten Waffenlauf zu.

»Ich habe keine Ahnung. Es ist einfach schlimm. Ich kann es euch nicht sagen.«

Curd lachte nur und wandte sich an seinen Kumpan. »Was sagst du dazu, Paul?«

Er war aufgestanden. Die anderen beiden hörten ihn gehen, und sie sahen auch seinen Schatten, wie er durch den Gang glitt. Dicht neben Ramona blieb er stehen. »Curd hat dich etwas gefragt, und du hast ihm nicht geantwortet. Aber wir beide wissen, daß uns die Elektronik noch nie zuvor im Stich gelassen hat. Außer heute, und da bist du hier. Du mit deinem dritten Auge. Was haben sie mit dir getan?«

»Wer denn?« keuchte Ramona.

»Die anderen. Diejenigen, die dich geholt haben und dir das Auge einpflanzten, damit auch sie durch dich sehen können. Du verstehst sehr wohl, was ich meine.«

Ramona wunderte sich, daß sie noch lachen konnte, auch wenn es nur ein Kieksen war. Der Mann stand so dicht neben ihr, daß sie sogar das Waffenöl des Gewehres roch.

Wieder rann ihr der kalte Schauer über den Rücken. Sie haßte diesen Geruch plötzlich, denn er roch nach Tod und Vernichtung. Sie riß sich zusammen und gab tatsächlich eine Antwort. »Es stimmt alles nicht. Es ist nicht wahr.«

»Was ist nicht wahr?« fragte Paul. Er legte seinen Gewehrlauf auf Ramonas Schulter.

»Was ihr gesagt habt! Das mit dem Auge! Es kann nichts dazu. Es ist ein Erbe…«

Das Lachen der beiden unterbrach sie. »Nennt man das jetzt so? Sagt man Erbe zu dem, was euch die anderen angetan haben? Du willst uns für dumm verkaufen.«

»Nicht sie.«

»Okay, wer dann?« fragte Curd hinter ihr.

Ramona atmete tief ein. Sie war selbst von dieser Dunkelheit überrascht worden. »Ich habe es schon immer besessen. Durch Vererbung, versteht ihr? Man hat es mir vererbt. Ich selbst kann nichts dagegen unternehmen.«

»Wie schön, daß es so etwas noch gibt«, erklärte Paul voller Spott. Er nahm das Gewehr wieder hoch. »Dann können wir ja gemeinsam drangehen und alles wieder rückgängig machen.«

»Wieso?« fragte die Frau zitternd.

»Wir wollen, daß die Elektronik wieder funktioniert. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Das kann ich nicht!« stieß sie hervor.

»Doch du kannst es. Durch dein Auge. Es hat dafür gesorgt, daß es dunkel wurde, und jetzt wollen wir es wieder hell haben. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Nein«, flüsterte sie. »Ich kann das nicht.«

»Wer dann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Etwa sie?«

»Wen meinen Sie?«

Curd lachte. »Die Außerirdischen. Haben sie dafür gesorgt, daß du diese Kraft besitzt?«

Ramonas Kopf sank nach vorn. »Ich habe keine Ahnung, wirklich nicht. Ich weiß es nicht.«

»Aber man hat dich doch geholt. Das haben unsere Überwacher alles mitbekommen.«

»Ja, das stimmt.«
»Und was geschah?«
Sie schwieg. Sie konnte sich nicht erinnern, und sie erklärte es den beiden mit stockender Stimme, die es nicht wahrhaben wollten und ihr drohten, größere Geschütze aufzufahren.
»Dann tut es!« flüsterte sie. »Dann tötet mich. Ich weiß sonst nicht mehr, was ich noch sagen soll.«
Diese Antwort hatte die beiden verunsichert. Jedenfalls schien ihr Schweigen darauf hinzudeuten. Curd bedrohte sie mit der Pistole. »Soll ich sie umlegen?« fragte er seinen Kumpan.
»Ich überlege noch«, flüsterte Paul. Er hüstelte. Noch immer war es so finster, abgesehen von ihrem Auge, das den Männern zwar keine direkte Furcht mehr einjagte, sie jedoch verunsicherte. Deshalb flüsterten sie nur miteinander. Ramona verstand nur wenige Worte, aber sie hörte auch, daß die beiden ihr nicht so recht glauben wollten. Einige Male fiel auch der Namen Estelle.
Sie war tot. Sie hatte keine Chance gehabt. Ramona gefiel der Vergleich immer weniger. Mittlerweile stand für sie fest, daß dieser Wagen für sie zu einem Sarg werden würde.
Sie wußte nicht, ob sie ihr Erbe verfluchen oder es als etwas Besonderes ansehen sollte. Es hatte Zeiten gegeben, da war sie stolz darauf gewesen, jetzt aber nicht mehr.
Die Angst hatte sie erfaßt. In ihr brodelte es. Ramona spürte sie genau.
Es war das bekannte Gefühl, das jeder Mensch kennt, aber bei ihr verstärkte es sich noch.
Die Furcht stieg in ihr als böser Druck hoch. Er machte sie sprachlos.
Den Druck der Mündung spürte sie nicht mehr im Rücken. Das hatte nichts zu bedeuten. Die beiden wußten genau, wo sie saß, auch in der Dunkelheit würden sie ihr Ziel nicht verfehlen. Stockfinster war es nicht, da durch die untere Türritze noch ein schmaler grauer Streifen in den Wagen hineinsickerte.
Paul, der Mann mit dem Gewehr, sprach sie an. Er hatte sich vor ihr aufgebaut. Der Lauf berührte ihren Hals. »Also«, sagte er mit seiner Flüsterstimme, »ich gebe dir noch eine Chance. Du wirst uns erzählen, was man mit dir in dem UFO angestellt hat. Du wirst uns alles sagen, alles, hörst du?«
»Ich kann es nicht.«
Er lachte sie aus. »Sie haben dir das Auge eingepflanzt, damit gehörst du zu ihnen. Sie wollten, daß sie durch dich sehen können. Sie haben vor, die Menschen zu beobachten, und dazu eignet sich das dritte Auge. Du solltest uns wirklich nicht für dumm halten, verdammt!«
»Bitte, ich…«
»Nein!«

In diesem Moment überkam Ramona Sendi die Veränderung. Etwas schoß in ihr hoch. Sie konnte sich nicht erklären, was es war, jedenfalls nichts Bekanntes. Es war so fremd, so anders, auch unheimlich und gefährlich, und plötzlich war die Dunkelheit verschwunden.

Licht, nur Licht!

Sie starrte in diese Helligkeit hinein. Es war nicht das Licht, das von gebräuchlichen Lampen abgegeben wurde. Dieses hier strahlte mit einer kaum zu beschreibenden Intensität. Es war einfach nur kalt und grell. Ein Licht, das auf der Erde so gut wie nicht vorhanden war, von dieser gar nicht stammen konnte.

Licht, das die Dunkelheit vernichtete. Ramona Sendi fühlte sich wohl, denn sie war die Quelle des Lichts. Es strahlte aus ihrem einen Auge auf der Stirn, und sie hatte so etwas noch nie erlebt.

Estelle war gestorben, sie aber kämpfte. Der Besuch in dem UFO mußte das Licht hinterlassen haben.

Die Zeit kam der Frau lang vor. Da konnten sich schon Sekunden zu kleinen Ewigkeiten dehnen. In dieser Zeitspanne bekam sie alles überdeutlich mit, als wäre es ihr auf dem Präsentierteller serviert worden.

Sie stand inmitten der strahlenden Helligkeit wie eine Heilige, und sie schaute mit an, wie das Licht die beiden Männer zerstörte.

Trotz ihrer Waffen hatten sie nicht den Hauch einer Chance. Die kalte, schattenlose Helligkeit hatte sie gelähmt. In Ramonas naher Umgebung standen sie wie Puppen, deren Mechanik ausgeschaltet worden war.

Sie konnten es nicht packen, aber sie hatten ihre Münder weit aufgerissen, doch ein Schrei wollte nicht hervordringen.

Beide starben stumm!

Ramona Sendi hockte auf ihrem Stuhl. Sie hatte eigentlich die Augen schließen wollen, doch der Wille war nicht stark genug gewesen. So konnte sie an diesen Vorgängen nichts ändern und brachte es auch nicht fertig, sich zu erheben. Die anderen Vorgänge hatten sie einfach gelähmt.

Beide waren stumm. Sie litten, ohne dabei ihren Schmerz hinauszuschreien. Das Licht hatte bereits von ihrem Körper Besitz ergriffen und war damit beschäftigt, sie zu zerstören.

Ramona überriß es nicht. Sie konnte es auch nicht logisch erfassen.

Wenn sie daran dachte, daß sie die Quelle dieses Vorgangs war, so überstieg das ihren begreifbaren Horizont. Die unheimlichen Wesen aus der Zukunft hatten sie damals manipuliert, und erst jetzt wurde ihr das mit dieser Deutlichkeit klar.

Das Licht blieb. In ihm sahen die Umrisse der beiden Agenten aus wie dunklere Schatten. Wie Figuren, die ihre dreidimensionale Form

verloren hatten.

Es kam Ramona unheimlich vor. Um nicht zu schreien, hatte sie eine Hand auf ihren Mund gepreßt. Im Magen spürte sie den Druck. Das dritte Auge auf ihrer Stirn strahlte nach wie vor. Sie sah, wie sich die Männer veränderten.

Heller wurden sie. Die Gesichter glichen keinen normalen, menschlichen Köpfen mehr, sie waren zu einer flachen Zeichnung reduziert worden. In ihnen wie auch in den Körpern strahlte dieser grelle Schein auf, der alles verbrannte und dabei auch lautlos vorging.

Sie starben.

Ramonas Hand sank nach unten. Sie hörte sich selbst keuchen. Die Angst war noch vorhanden, aber sie hatte gewechselt. In diesem Moment spürte sie die Furcht vor sich selbst. Sie war durch die Veränderung zu einem Monster geworden, und von den beiden Agenten blieb nichts mehr übrig. Nicht mal mehr Staub. Sie waren verschwunden.

Die Kraft der Wesen aus dem All hatte sie zerstört.

Ramona Sendi spürte deutlich den Druck an ihrem dritten Auge. Plötzlich sackte sie auf dem Stuhl zusammen. Der Körper sank nach vorn, aber sie fiel nicht zu Boden. Sie blieb auf ihrem Stuhl in einer hängenden Lage sitzen, würgte, weinte und holte zwischendurch Luft, während die Dunkelheit wieder nach ihr griff.

Die Frau mußte zunächst einmal damit fertig werden, daß sie allein war und sich nicht mehr in Lebensgefahr befand. Sie hatte es überstanden, aber sie war zugleich zu einer Mörderin geworden. Jedenfalls fühlte sie sich so.

Erst nach einer Weile bewegte sie sich und nahm wieder eine normale Sitzhaltung ein. Ihr Gesicht war naß. Sie mußte den eigenen Speichel schlucken. Das dritte Auge leuchtete noch auf ihrer Stirn, denn sie sah den schwachen Widerschein. Aber es hatte sich nicht mehr in eine Mordwaffe verwandelt wie noch vor wenigen Minuten.

Ich lebe, dachte sie. Ja, ich lebe. Aber um welchen Preis? Es würde ihr immer nachhängen. An ihr Erbe hatte sie sich gewöhnen können, ohne allerdings zu wissen, wie sie es hatte einsetzen sollen, aber den Tod der beiden Agenten würde sie so schnell nicht vergessen können.

Die Instrumente funktionierten noch immer nicht. Das Grab aus Metall war für Ramona nicht zur letzten Ruhestätte geworden. So schnell wie möglich wollte sie es verlassen und zurück zum Hotel.

Sie stand auf. Ihre Beine zitterten schon. Die Schritte würden ihr schwer fallen, aber sie durfte sich auf keinen Fall irgendwelche Schwäche erlauben. Auf so etwas wartete die andere Seite nur, auch der dritte Mann im Fahrerhaus.

Was würde er tun?

Bisher hatte sie nicht daran gedacht. Urplötzlich war er ihr in den

Sinn gekommen. Der Mann würde sicherlich mißtrauisch werden, wenn er von den anderen beiden nichts mehr hörte.

Vor der hinteren Tür blieb Ramona stehen. Soweit sie sich erinnern konnte, war die nicht abgeschlossen worden. Ramona fand den Griff, blieb aber noch stehen und dachte darüber nach, daß diese Tür aus zwei Hälften bestand. Die rechte wollte sie aufschieben und hinaus in den Tag treten. Alles war für sie perfekt. Es gab nichts, was sie noch hätte bedenken müssen. Sie reagierte jetzt wie ferngelenkt, öffnete die Tür und zwinkerte für einen Moment.

Es war nicht mehr so hell. Der Abend näherte sich. Er hatte die Landschaft in ein beinahe zartes Grau getaucht, das wie ein dichtes Gespinst den Wagen und die Lichtung umgab.

Sie hörte nichts.

Ramona stieg aus.

Im selben Augenblick, ihr Fuß hatte den Boden kaum berührt, bekam sie den Kontakt. Jemand war in der Nähe. Aber kein Fremder. Eine Person, die sie kannte, die zu ihr gehörte.

Eine von ihnen!

Entweder Dagmar oder Thamar. Sie wußte es. Vielleicht auch beide. Sie hatten den Ruf der anderen ebenfalls gehört. Sie würden kommen, sie konnten der Lockung einfach nicht widerstehen, so wie es auch bei ihr der Fall gewesen war.

Vergessen waren für sie zunächst die beiden verschwundenen Agenten.

Jetzt ging es einzig und allein um sie und ihre Zukunft.

Vor ihr befand sich noch der Buschgürtel. Danach erst erreichte sie den Pfad, auf dem der Twingo stand. Es war nicht weit, eigentlich nur wenige Schritte.

Etwas störte sie.

Es war eine Warnung. Ein Ziehen oder Zucken des dritten Auges auf der Stirn.

Ramona Sendi drehte den Kopf nach rechts. Von dort hatte sie ein Geräusch gehört.

Kam jemand?

Eine Tür klappte zu.

Der Mann aus dem Fahrerhaus! schoß es ihr durch den Kopf. Sie wollte weg, aber der Kerl war schon da. Er trug eine Mütze mit starrem Schirm auf dem Kopf. Darunter zeichnete sich sein überraschtes Gesicht ab, als er Ramona sah.

Leider wußte er Bescheid.

Leider riß er seine Waffe hoch.

Und dann fielen die Schüsse!

***

Wir hatten es geschafft, und ich konnte es noch immer nicht glauben, wie gut es letztendlich doch geklappt hatte. Die pünktliche Landung in Hannover, wo wir uns den Leihwagen geholt hatten, einen BMW aus der Fünfer-Reihe, was Sukos Augen hatte leuchten lassen. Deshalb hatte er auch fahren dürfen.

Als Beifahrer fungierte Thamar, die den Weg kannte, aber trotzdem eine Karte auf ihren Knien liegen hatte. Sogar der Autoverkehr spielte mit, und so kamen wir zügig unserem Ziel näher.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung hatten wir das kleine Hotel erreicht.

Wir befanden uns in einer Stimmung, die keine Pause erlaubte. Es war so etwas wie ein innerer Aufruhr, der uns vorantrieb. Wir wollten keine Sekunde verlieren. Alles mußte so schnell wir möglich weitergehen, deshalb machten wir auf die junge Dame hinter der Rezeption des Hotels einen ziemlich gehetzten Eindruck. Sie trat unwillkürlich zurück, als sie uns hereinstürmen sah.

Ich sprach sie an. Nach einem kurzen Gruß erkundigte ich mich nach Harry Stahl, Dagmar und Ramona. »Ja, die wohnen bei uns.«

»Wo sind sie?«

»Nicht hier.«

Die erste Enttäuschung. Klar, es konnte ja nicht immer alles glattgehen.

»Sie sind also weg?« fragte Suko.

»Sicher. Mit den Autos gefahren.«

Mein Freund zeigte ein enttäuschtes Gesicht. »Und sie haben Ihnen auch nicht gesagt, wohin sie fahren wollten?«

»Nein, tut mir leid, das haben sie nicht.« Sie hob die Schultern. »Auch nicht den geringsten Hinweis.«

»Das ist dumm.« Suko schaute mich an. »Was machen wir denn jetzt?«

Mir fiel auch nicht viel ein, aber ich wollte nicht aufgeben und griff nach dem letzten Strohhalm. »Könnte es denn sein, daß sie einem anderen Gast oder anderen Gästen erklärt haben, wohin sie gefahren sind?«

»Das weiß ich nicht«, wurde geantwortet, »aber es bestand zwischen ihnen und unseren anderen Gästen kaum Kontakt. Da bin ich ehrlich.«

»War auch nur eine Frage.«

Thamar tippte mir auf die Schulter. »Komm mit, John«, sagte sie leise.

Bevor ich nach dem Grund fragen konnte, ging sie bereits auf den Ausgang zu. Ich folgte ihr, und Suko bildete den Schluß. Vor der Tür trafen wir wieder zusammen.

Ein kurzer Blick in Thamars Gesicht reichte aus, um die Veränderung erkennen zu lassen, denn auf ihrer Stirn zeichnete sich wieder das

dritte Auge ab.

Ein nur schwacher Schein, kaum Umrisse, aber doch gut zu erkennen.

Ich bemerkte auch das Zucken in seinem Innern, als wäre es dabei, eine Botschaft zu empfangen.

Bevor wir Thamar fragen konnten, gab sie bereits eine Erklärung ab.

»Sie sind in der Nähe«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ich spüre sie genau.«

»Wo?«

»Kommt mit!«

»Kannst du uns denn nicht…?« Ich sprach bereits ins Leere, denn sie hatte sich bereits entfernt.

»Laß sie doch«, sagte Suko. »Sie wird schon wissen, was sie tut. Die Frauen haben durch ihre Augen einen Weg gefunden, um herauszufinden, wo und wie sie sich gegenseitig finden können. Ich glaube fest daran.«

»Es bleibt uns auch nichts anderes übrig.«

Thamar wartete bereits am Auto auf uns. Suko schloß den Wagen auf und stieg ein. Thamar hatte schon auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Ich hörte ihre leise Stimme beim Einsteigen. Sie trieb meinen Freund regelrecht an.

»Es ist nicht mehr viel Zeit, Suko. Es verdichtet sich alles. Ich spüre es.«

Suko fuhr bereits an.

»Was verdichtet sich?« fragte ich. »Hat es wieder mit der Landung des UFOs zu tun?«

»Auch.« Thamar nickte. »Jetzt nach rechts, bitte.«

»Nicht zur Straße?« fragte Suko.

»Nein, nach rechts. Da gibt es auch einen Weg. Ich kenne mich hier aus. Wir müssen zur Lichtung, dort können wir sie finden. Es ist der einzige Platz, der uns bleibt.«

Darauf hätten auch Suko und ich kommen können. Wahrscheinlich waren wir zu sehr darauf fixiert gewesen, die drei Personen im Hotel zu finden. Dieser Gedankengang hatte alles andere praktisch überschattet.

»Bist du dir sicher?« erkundigte ich mich noch einmal.

Thamar drehte sich zu mir um. Ich sah das Schimmern ihres dritten Auges auf der Stirn. »Ja, John Sinclair, ich bin mir sicher. Und ich hoffe nur, daß wir nicht zu spät kommen. Ich spüre, daß sich Ramona in Gefahr befindet.«

So richtig nachvollziehen konnte ich das nicht. »Dann müßte dieses UFO schon gelandet sein.«

»Nein, das ist es nicht. Eine andere Gefahr. Ich glaube, daß die Verfolger den Weg bereits gefunden haben.«

Damit konnte sie richtig liegen. Wohler wurde mir bei diesem Gedanken bestimmt nicht…

***

Ich werde tot sein! Ich bin tot! Er kann gar nicht vorbeischießen! Das ist unmöglich.

Derartige Gedanken huschten ihr durch den Kopf, und Ramona Sendi wartete auf den Einschlag der Kugeln, die ihren Körper zurückschleuderten, aber sie spürte weder die Treffer noch den Schmerz.

Es war aber geschossen worden.

Der dritte Mann schrie statt dessen. Er hatte die Kugeln mitbekommen.

Er taumelte. Die Hand mit der Waffe zielte auf den Boden. Aus seinem Hals schoß eine rote Fontäne, dann riß er noch einmal den Kopf hoch, um Ramona mit seinem blutbeschmierten Gesicht anzuschauen, bevor er endgültig zusammenbrach und im Gras liegenblieb.

Erst jetzt hob die junge Frau den Kopf, und sie sah einen Fremden hinter der Leiche aus der Deckung eines Gebüschs treten. Der Mann mit den dunklen Haaren, in die sich einige graue Strähnen gemischt hatten, hielt die Waffe noch in der Hand. Hinter ihm bewegten sich die Zweige noch einmal, und die Spannung, die Ramona umklammert hielt, wich einer gewissen Erleichterung, als sie Dagmar Hansen erkannte, die ihr zulächelte.

Der Mann gehörte also zu ihr. Und Dagmar gehört zu mir, dachte Ramona. Also ist er kein Feind.

Der Fremde untersuchte die auf dem Boden liegenden Gestalt. Er hatte den Mann in Notwehr erschossen. Wäre er nicht schneller gewesen, läge jetzt Ramona an seiner Stelle im Gras. Daran wollte sie erst gar nicht denken, und sie konzentrierte sich auf Dagmar Hansen, die sie anlächelte.

»Du bist es, Dagmar…«

»Hallo, Ramona!«

Beide Frauen fielen sich in die Arme. Dagmar Hansen spürte plötzlich, wie sich Ramona Sendi gehenließ.

Sie sackte förmlich zusammen, und sie hatte endlich den Halt gefunden, den sie brauchte.

Harry Stahl richtete sich auf. Der Mann auf dem Boden war tot. Ihm konnte niemand mehr helfen. Die beiden Kugeln hatten ihn tödlich erwischt, und Harry merkte schon, daß ihm etwas mehr als nur die Knie zitterten. Es war nicht so einfach zu verkraften, denn er hatte einen Menschen getötet. Mit vorsichtigen Schritten bewegte er sich auf den Wagen zu. Die beiden Frauen ließ er in Ruhe.

Zuerst untersuchte er das Fahrerhaus und stellte zufrieden fest, daß es leer war. Die Tür an der Heckseite stand offen. Harry zog sie ganz auf, blieb dabei so gut wie möglich in Deckung.

Der Laderaum war menschenleer. Drei Stühle sah er und eine Menge Elektronik. Dieses Auto war eine fahrende und gleichzeitig perfekte Überwachungsanlage.

Lange darüber nachzudenken, wer derartige Fahrzeuge einsetzte, brauchte er nicht. So etwas gehörte zur Ausrüstung der Geheimdienste, in diesem Fall zur NSG.

Stahl konnte sich nicht vorstellen, daß der Fahrer allein gekommen war.

Die Stühle deuteten darauf hin, daß es noch eine weitere Besatzung gegeben hatte. Davon war nichts zu sehen. Auch dann nicht, als Harry die Umgebung des Fahrzeugs absuchte. Die Rätsel wurden nicht kleiner, aber Ramona konnte ihm sicherlich bei der Auflösung helfen.

Er kehrte zu den beiden Frauen zurück, die sich nicht mehr umarmt hielten und ihm entgegenschauten. Dabei hielt Dagmar Hansen die Hand ihrer Freundin fest. Auf den Stirnen der beiden malte sich jeweils das dritte Auge ab. Es war ihr Erbe, aber Harry wußte auch, daß es durch die Geister aus der Zukunft verändert worden war.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind«, flüsterte Ramona, »aber Sie haben mir das Leben gerettet.«

Harry wurde verlegen. »Es war wirklich Zufall, daß wir im richtigen Moment am richtigen Ort gestanden haben.«

»Trotzdem - danke.«

»Schon gut.« Stahl räusperte sich. »Kommen wir zu den anderen Dingen.« Er deutete auf den Wagen. »Dieses Auto war sicherlich nicht nur mit dem Fahrer besetzt - oder?«

»Das stimmt«, flüsterte Ramona Sendi und senkte dabei ihren Blick.

»Die anderen beiden sind tot.«

»Bitte?«

Auch Dagmar war überrascht worden. »Sie sind tot?« flüsterte sie. »Aber wir haben keine Leichen gefunden. Auch nicht im Wagen - oder?« Dabei schaute sie Harry an.

»So ist es.«

»Es war das Licht«, sagte Ramona leise und fing an zu zittern. Mit der freien Hand wies sie auf ihr Auge. »Dieses Licht, das so grell und kalt aus dem Auge strömte. Es stammte nicht von dieser Welt, das ist einfach unmöglich, aber es hat die beiden getötet. Urplötzlich brach es aus mir hervor. Die Männer hatten keine Chance. Sie wurden verdampft, glaube ich…« Ihre Stimme erstickte. Sie konnte nicht mehr reden und mußte plötzlich weinen.

»Mein Gott!« entfuhr es Dagmar. »Das - das kann ich kaum glauben. Unser Auge soll gemordet haben? Ist das alte Erbe so zu betrachten,

Harry? Müssen wir das?«
Stahl hob die Schultern. »Ich weiß nicht, Dagmar. Ich glaube es auch nicht. Das Licht muß nicht unbedingt etwas mit eurem Psychonautendasein zu tun haben. Ich denke eher daran, daß es eure Entführung war, die dafür gesorgt hat. Durch sie hat sich die Kraft des Auges verändert. Anders kann ich es mir nicht vorstellen. Was immer man mit euch angestellt hat, es muß mit dem Licht zu tun gehabt haben. Eben mit dieser Kraft, die wir sonst nur aus den SF-Serien im Fernsehen kennen. So sehe ich das.«
Dagmar Hansen mußte schlucken. »Wenn das zutrifft, wäre es einfach schrecklich. Dann hätten wir noch ein zweites Erbe auf dem ersten bekommen.«
»So könnte man es sehen.«
Ramona Sendi hatte sich wieder gefangen. Sie stand jetzt etwas abseits und schneuzte ihre Nase. »Man wollte mich töten«, berichtete sie.
»Einfach auslöschen. Wie auch Estelle.«
»Und warum wollten sie das?« fragte Harry.
»Ich soll ihnen sagen, was geschehen ist. Damals, als wir entführt wurden. Aber ich konnte ihnen doch nichts sagen. Ich habe das nicht so mitbekommen. Da können Sie Dagmar fragen oder Thamar. Wir waren einfach aus dem Rennen. Wir waren nicht mehr wir selbst. Man hat mit uns anstellen können, was man wollte, und das ist wohl auch so geschehen.«
Weder Dagmar noch Harry widersprachen. Was die Frau sagte, traf genau zu. Der Geheimdienst hatte es wieder einmal nicht geschafft, und Harry glaubte nicht mehr daran, daß sich noch andere Verfolger und Überwacher in der Nähe befanden. So konnten sie sich jetzt auf das große Ereignis in der nahen Zukunft konzentrieren.
Daran dachte auch Dagmar Hansen. »Sie werden kommen, Harry, das weiß ich. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Die Hindernisse sind aus dem Weg geräumt worden. Jetzt haben sie freie Bahn, und sie werden uns zu sich holen.«
»Werdet ihr gehen?«
Dagmar konnte nicht anders und mußte lachen. »Himmel, was sagst du da? Es bleibt uns nichts anderes übrig. Du darfst die Fremden nicht unterschätzen. Sie sind verdammt stark. Wir Menschen sind mit unseren Kräften gegen sie nur Winzlinge. Da haben wir keine Chance. Wenn sie da sind, wirst du es erleben.«
»Aber ich möchte dich nicht verlieren«, sagte Harry stockend. Es war so etwas wie eine indirekte Liebeserklärung, die Dagmar auch verstanden hatte, denn sie errötete leicht.
»Das ist unser Schicksal, Harry.«
»Wir könnten fliehen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das hat keinen Sinn. Sie würden uns auf den Fersen bleiben. Immer und immer wieder. Wir sind ausgesucht worden. Wir sind ihre Studienobjekte. Damit müssen wir uns nun einmal abfinden. Deshalb werden wir ihre Landung auch erwarten.«

»Und wo genau?«

»Auf der Lichtung.«

Die Antwort hatte sich bestimmend angehört, und Harry Stahl mußte sie akzeptieren. Auch wenn es ihm schwerfiel, nickte er. »Also gut, dann laßt uns gehen.«

Die beiden Frauen zögerten noch. »Eigentlich fehlt noch die dritte«, sagte Dagmar.

»Glaubst du denn, daß John, Suko und Thamar es rechtzeitig schaffen werden? Wenn ja, woher sollen sie wissen, daß wir uns gerade hier aufhalten.«

»Thamar weiß Bescheid. Vergiß nicht, daß sie zu uns gehört, Harry.«

»Ja, da hast du recht.«

Dagmar legte Ramona, die sie wie einen Schützling behandelte, die Hand auf die Schulter. »Komm, wir werden es gemeinsam durchstehen.«

»Ja, vielleicht.«

Der Weg zur Lichtung war nicht weit, dafür etwas beschwerlich, weil sie den flachen Hang hinabgehen mußten, wo ihnen Gestrüpp den Weg versperrte. Sie bogen die Zweige zur Seite, stiegen über Steinbrocken hinweg und sahen den Himmel düsterer werden. Das Tageslicht zog sich zurück. Es mußte dem Grau der Dämmerung Platz schaffen, die mit ihren klaren und langen Schatten in jede Lücke hineindrang.

Harry Stahl grübelte verzweifelt darüber nach, wie er eine Entführung vereiteln konnte. Das war wohl nicht möglich. Er war diesen Wesen oder Geistern aus der Zukunft unterlegen. Da gab es keine Chance für ihn, den »kleinen« Menschen.

Er kannte seine Kollegin Dagmar noch nicht lange, aber er wollte sie nicht verlieren. Sie war trotz der knappen Zeit für ihn mehr als eine Kollegin. Er wollte an ihrer Seite bleiben, und deshalb überlegte er, ob er ihr nicht in das UFO hinein folgen sollte.

Der Gedanke hätte ihn noch vor wenigen Tagen erschreckt. Nun nicht mehr, da ihm Dagmar doch einiges bedeutete.

Beide Frauen hatten die Lichtung beinahe erreicht. Auf einem Feldweg an deren Rand warteten sie auf Harry.

Hinter ihnen und jenseits der Lichtung, die sehr groß war und schon mehr einer flachen Schüssel glich, malten sich die dunklen Berge ab.

Wie Schattenwächter standen sie dort. Über ihnen war der Himmel noch heller. Das letzte Tageslicht sorgte für scharfe Konturen. Von einem sich nähernden UFO sah Harry nichts. Er rechnete auch damit,

daß es sehr schnell gehen würde.

Da keiner von ihnen sprach, hielt die Stille des frühen Abend sie umfangen. Nur Harry war zu hören, als er sich den beiden Frauen näherte.

Dagmar wies nach vorn. Allerdings meinte sie nicht die Lichtung, der hatte sie ihr linkes Profil zugewandt, sondern den schmalen Weg, den sie auch gefahren waren.

»Da kommt ein Auto!«

Harry drehte sich ebenfalls. Er sah die blassen, tanzenden Lichter eines Scheinwerferpaars und zog sicherheitshalber seine Waffe. Es bestand durchaus die Möglichkeit, daß die Agenten der NSG auf Nummer Sicher gehen wollten und noch mehr Männer im Einsatz hatten.

Der Wagen stoppte.

Es war ein BMW.

Sofort wurde die rechte Hintertür aufgedrückt, und ein Mann verließ das Auto.

Harry Stahl schloß für einen Moment die Augen. Dann lachte er und ließ die Waffe wieder verschwinden. »John! John Sinclair…« Er lief mit langen Schritten auf seinen Freund zu und streckte ihm beide Arme entgegen.

***

So leicht würde ich das glückliche Gesicht des Deutschen nicht vergessen. Wie froh war Harry Stahl gewesen, uns zu sehen, und er hatte uns erklärt, daß es jetzt wieder Hoffnung gab.

Aber nicht nur das. In den folgenden Minuten waren wir eingeweiht worden und durchschauten die Zusammenhänge. Thamar hatte sich zu ihren beiden Freundinnen oder Schicksalsgenossinnen gesellt. Sie flüsterten miteinander. Ihre Stimmen zischelten an unsere Ohren. Immer wieder blickten sie dabei über die Lichtung. Ich konnte mir vorstellen, daß sich ihre Gedanken mit der Vergangenheit und auch mit der nahen Zukunft beschäftigten. Das war alles möglich.

Auch wir redeten. Es war sicherlich das gleiche Thema, nur betrachteten wir es aus einer anderen Perspektive. Wohl war uns bestimmt nicht. Ich berichtete Harry Stahl in dürren Worten von unserer ersten Begegnung mit den Außerirdischen, die in den Staaten damals stattgefunden hatte.

Jetzt würde es zu einer zweiten kommen.

Dagmar Hansen löste sich von ihren beiden Freundinnen und kam zu uns. Ihr Gesichtsausdruck war ernst, und sie schaute Harry Stahl dabei an. »Sie werden bald hiersein, Harry.«

»Woher weißt du das?«

»Wir haben es gespürt. Sie befinden sich bereits auf dem Weg

hierher. Über das Auge haben wir einen entsprechenden Kontakt bekommen, und wir können uns auch darauf einrichten. Aber wir werden nicht nur das tun, sondern uns auch an einen bestimmten Platz begeben, wo sie uns dann erkennen und sichten können.«

»Du meinst die Lichtung?«

»Ja, dort gehen wir hin.«

Harry schluckte. Suko und ich hielten uns zurück. Wir ahnten, was in diesem Mann vorging. Zudem waren wir nicht blind. Jetzt sahen wir, wie er seinen linken Arm anhob und mit der flachen Hand über Dagmars linke Wange streichelte. Es war eine so liebe und auch vertrauensvolle Geste, die mehr als Worte sagte.

Sie lächelte etwas verloren und hob die Schultern wie jemand, der resigniert hat.

»Muß es denn wirklich sein?« fragte Harry leise.

»Es ist unser Schicksal.«

Er schaute uns an, als er sagte: »Dagegen kann man doch ankämpfen, mein Gott. Man muß es nicht einfach hinnehmen. Oder was meint ihr dazu?«

»Man kann es versuchen«, sagte ich.

»Eben, Dagmar, eben.«

»Laß mich ausreden, Harry. Wenn jedoch Dinge passieren, wie sie hier im Anmarsch sind, wird es wohl sehr schwer werden, wenn nicht sogar unmöglich.«

»Das macht mir auch keinen Mut.«

»Wir müssen da Realisten sein, Harry.«

Er seufzte. »Leider.« Dann fragte er Suko. »Sag ehrlich, bist du auch der Meinung?«

»Ich denke schon.«

Harry Stahl schüttelte den Kopf. »Dann bleiben wir einfach hier und schauen zu wie die staunenden Kinder, wenn sie zum erstenmal einen Weihnachtsbaum sehen.«

»So ähnlich wird es ablaufen.«

Er ballte die Hände zu Fäusten. »Und genau das will ich nicht akzeptieren, verdammt! Wir sind doch keine Schachfiguren, die man beliebig umsetzen kann. Wir sind Menschen, die denken, die handeln, die sich auch wehren können. Habt ihr das denn vergessen?«

»Haben wir nicht«, sagte ich. »Aber wir kennen auch unsere Grenzen.«

»Ja«, sagte Harry stöhnend. »Grenzen. Überall sind nur Grenzen, und wir stoßen dagegen. Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nichts, verdammt noch mal.«

Dagmar faßte nach seinen Händen, hob die Arme an und schaute ihm ins Gesicht. Auch in ihren Augen lag ein Glanz, der besagte, daß ihr der Mann vor ihr nicht ganz gleichgültig war. »Vielleicht schaffen wir

es ja, Harry, mal sehen.«

»Soll das ein Trost sein?«

»Mehr kann ich auch nicht sagen.« Sie ließ Harry los, drehte sich um und ging zu den anderen beiden Frauen zurück.

Harry hatte Mühe, sich auszudrücken. »Verdammt, John, verdammt noch mal, was sollen wir denn machen?«

»Nichts.«

»Wir können sie wegschaffen.«

»Ist das eine Lösung?« fragte Suko.

»Nicht für immer, aber wir gewinnen Zeit damit und könnten uns etwas einfallen lassen.«

»Wer weiß, ob du dann noch Unterstützung hast. Denk daran, daß auch wir unseren Job haben.«

»Das weiß ich, Suko, aber es ist kein Trost für mich.«

»Stimmt.« Suko wollte Harry unbedingt trösten. »Hilft es dir denn, wenn wir dir versprechen, daß wir alles Menschenmögliche tun werden, um die Frauen zu retten?«

»Nein, es hilft uns nichts, aber es tut trotzdem gut, euch bei mir zu wissen.«

»Dann warten wir mal ab.«

Unser Gespräch war versickert, zudem konzentrierten wir uns auf die drei Psychonautinnen, die den Feldweg verlassen hatten und sich mit langsamen, aber zielstrebigen Schritten der Lichtungsmitte näherten. Sie gingen wie kleine Mädchen, die sich auf den Weg gemacht hatten, um einen Spielplatz zu erreichen, denn sie hielten sich untereinander an den Händen fest.

Sie unterhielten sich nicht, denn wir hörten keine Stimmen. Wenn sie sprachen, dann wohl nur flüsternd.

Es war ein für mich bedrückendes Bild. Auch deshalb, weil mir ein Vergleich in den Kopf kam. Diese drei Frauen wirkten auf mich, als wollten sie kollektiven Selbstmord begehen, wie Menschen, die gemeinsam ins Wasser gingen, um dort zu ertrinken. Hinzu kam auch das immer dunkler werdende Licht. Klare, graue Schatten lagen über dem fremdartigen Landeplatz, der eigentlich so normal aussah. Es verirrte sich auch kein abendlicher Spaziergänger in diese Umgebung. Vielleicht war es den Leuten auch zu kühl. Oder sie wußten, daß es besser war, diesen Platz zu meiden.

Alles konnte, aber es mußte nicht stimmen.

Die drei entfernten sich weiter. Neben mir wurde Harry Stahl nervös. Er schleifte mit dem rechten Schuh über den Boden, als wollte er das dort wachsende Gras blank putzen.

Von dem UFO war noch nichts zu sehen, denn immer wieder suchten wir die Weite des Himmels ab, bis hin zu den gegenüberstehenden Bergen mit den dunklen, schattigen Wäldern an den Hängen.

Dagmar, Thamar und Ramona blieben stehen. Sie mußten jetzt den Ort erreicht haben, wo sie damals abgeholt worden waren.

Auch jetzt warteten sie und hatten sich so hingestellt, daß wir nicht nur ihre Rücken sahen. An den Stirnen schimmerte das rötlich-gelbe Licht ihrer dritten Augen. Es war schon eine unheimliche Erscheinung, die sie da überfallen hatte. Auf mich wirkten sie plötzlich so fremd und auch weit entfernt.

»Es dauert nicht mehr lange!« flüsterte Harry Stahl, der einfach reden mußte. »Es kann nicht mehr lange dauern. Urplötzlich werden wir ein Licht sehen, und dann wird es da sein und hier landen.«

»Du weißt aber gut Bescheid«, sagte Suko.

»Dagmar hat es mir gesagt.«

Suko verfolgte einen anderen Gedanken, denn er sagte plötzlich: »Könnt ihr euch eigentlich vorstellen, daß auch wir uns in einer nicht zu unterschätzenden Gefahr befinden? Bisher haben wir nur von den Frauen gesprochen, aber uns kann es ebenso erwischen, denke ich mir. Oder seid ihr anderer Ansicht?«

»Nein«, gab ich zu.

»Vielleicht wäre das gar nicht mal so schlecht«, flüsterte Harry.

»Zumindest würden wir eine neue Erfahrung bekommen.«

»Ja, das ist möglich.«

»Was sagst du, John?«

»Ich kann darauf verzichten.«

Er wollte einen weiteren Kommentar abgeben, aber die Ereignisse überstürzten sich. Das Licht am Himmel entdeckten wir gleichzeitig. Es schimmerte durch die dünne, hohe Bewölkung und gehörte demnach nicht zu den Gestirnen, die sich nur sehr schwach abzeichneten.

Das war kein Stern, das war ein künstliches Licht, das mußte einfach das UFO sein.

Jetzt spürte ich die innere Aufregung. Ich merkte sehr deutlich den kalten Schauer auf dem Rücken, der gleichzeitig mit einem Schweißausbruch verbunden war. So etwas Ähnliches wie eine kalte Metallhand krallte sich in meinem Nacken fest. Was wir bisher erlebt und auch besprochen hatten, war die reine Theorie gewesen. Und wieder dachte ich daran, welche Mühe sich die Amerikaner damals gemacht hatten, das UFO zu verstecken. Hier erlebten wir es hautnah, beinahe wie die normale Landung eines Hubschraubers.

»Ich glaube es nicht!« keuchte Harry. »Ich will es einfach nicht glauben.«

Er hatte sich nach vorn gebeugt und sah dabei aus wie ein Sprinter kurz vor dem Start.

»Abwarten!« sagte ich leise. Das Licht hatte ich nicht aus den Augen gelassen. Es bewegte sich meiner Ansicht nach kaum. Es stand am

Himmel wie ein beobachtender Punkt. Sehr klar und auch sehr scharf.

Bis zu dem Moment, als es sich wieder bewegte. Und plötzlich raste es in einem Zickzackkurs auf die Erde nieder. Es war so schnell, daß wir den Weg mit unseren Augen nicht verfolgen konnten, aber es erreichte mit einer hundertprozentigen Zielsicherheit die Lichtung und schwebte plötzlich darüber.

Es war zwar ein Bild, aber damit konnte man es nicht vergleichen, denn wir erlebten eine gewaltige und beinahe schon unglaubliche Szene, die eher in einen Spielberg-Film gepaßt hätte. Nicht aber in die Wirklichkeit.

Selbst Harry Stahl, der bisher nicht hatte an sich halten können, blieb stumm. Ob wir in einem ehrfürchtigen Erstaunen erstarrt waren, konnten wir selbst nicht sagen, jedenfalls waren wir nicht mehr in der Lage, uns zu artikulieren, weil uns die Szenerie einfach stumm gemacht hatte. Es war unwahrscheinlich, es war einfach auch unglaublich, denn das UFO war nicht auf dem Boden gelandet. Es schwebte über der Lichtung. Es sah tatsächlich aus wie eine riesige, silbrig schimmernde Untertasse, auf die man noch einen ebenfalls silbrigen Hut gesetzt hatte.

Aus irgendwelchen Öffnungen, die wir nicht sehen konnten, fielen vier helle Strahlen in die Tiefe. Sie berührten den Boden, und sie stützten das Objekt wie Säulen ab.

Jeder von uns war stumm. Wir alle mußten dieses kaum zu beschreibende Bild und den gewaltigen Eindruck erst einmal verdauen, denn so etwas war unglaublich: Die drei Frauen standen nicht in dem Kreis, sondern an dessen Rand.

Trotz des weißen Lichts mit dem bläulichen Schimmer darin wirkten sie selbst wie Schatten.

Uns passierte nichts. Wir merkten nicht mal die Auswirkungen. Es traf uns kein Strom fremder Magie. Nichts wurde zerstört, und auch am Boden flackerten keine kleinen Feuer auf. Automatisch fiel mir der Vergleich mit der Ruhe vor dem Sturm ein.

Wir warteten.

Auch die Frauen rührten sich nicht. Die Zeit war bedeutungslos für uns geworden. Das UFO war bestimmt nicht unbemannt gelandet. Schon beim ersten Zusammentreffen mit den Psychonautinnen waren sie geholt worden. Allerdings hatte Thamar uns nicht berichtet, ob aus dem Objekt Menschen gekommen waren, um sie zu holen.

Alles war so ungewöhnlich, abstrakt und fremd.

Ich spürte deutlich den Schweiß, der sich auf meinen Handflächen gesammelt hatte. Obwohl nichts nach der Landung geschehen war, stieg die Spannung in mir weiter an, und sicherlich auch bei Suko und Harry.

Eine Frau bewegte ihren Kopf. Es war Ramona. Sie schaute Dagmar

und Thamar an. Wir konnten sogar erkennen, daß sie nickte. Dann ging sie vor und schritt in den hellen Lichtschein hinein. Sie trat zwischen die Lichtsäulen wie Kara oder Myxin in den Bereich der Flammenden Steine. Daran dachte ich in diesem Augenblick, auch wenn man beide Phänomene nicht miteinander vergleichen konnte.

»Jetzt geht die erste«, stammelte Harry.

Keiner hielt sie auf. Ramona ging mit einer gewissen Zielstrebigkeit. Sie war eine Person, die genau wußte, was sie zu tun hatte, denn sie hob beide Arme und reckte sie mit den ausgestreckten Händen der unteren Seite des UFOs entgegen.

An einem bestimmten Punkt blieb sie stehen.

Nicht lange, denn plötzlich hob sie ab…

***

Obwohl wir irgendwo schon damit gerechnet hatten, war es doch ein faszinierendes und zugleich geisterhaftes Bild, wie ein menschlicher Körper in die Höhe glitt.

Es war die Kraft der Außerirdischen, die dafür sorgte. Die Frau wurde geholt, und die Wesen selbst brauchten sich nicht mal zu zeigen. So sahen wir nichts von ihnen.

Unglaublich…

Ramona bewegte sich nicht. Ihr Körper war schon jetzt in eine hölzerne Starre verfallen.

Höher und höher stieg sie. Im Boden des Objekts mußte sich eine Öffnung befinden, der sie entgegenschwebte. Plötzlich war ihr Oberkörper verschwunden. Wir sahen noch für einen Moment die Beine, dann waren auch sie weg.

Die erste Frau hatte das Raumschiff betreten…

Die Kälte wollte einfach nicht weichen. Ein Schauer nach dem anderen erschütterte mich regelrecht. Aber ich dachte nicht nur an mich, sondern auch an Harry, dem eine gewisse Dagmar Hansen sehr viel bedeutete.

Er stand neben mir und konnte nur den Kopf schütteln, wobei sein Blick etwas Starres bekommen hatte.

Ein wenig kenne ich mich bei Menschen aus, und ich kann auch aus ihren Reaktionen ablesen, was sie letztendlich vorhaben. Harry stand kurz vor dem Durchdrehen…

»Jetzt geht Thamar«, sagte Suko leise.

Seine Stimme lenkte mich ab. Thamar hatte den Lichtkreis bereits betreten. Nur Dagmar war zurückgeblieben. Sie stand einsam und verlassen am Rand des hellen Flecks, während Thamar ebenfalls die Arme hochstreckte, üm sich in das Raumschiff holen zu lassen.

Der gleiche Vorgang.

Es ging nicht mal schnell.

Sie stieg in einer schon langsamen Geschwindigkeit hoch. Es war das engelhafte Schweben, vielleicht war es für sie sogar etwas Wunderbares, aber nicht für uns Zuschauer. Besonders nicht für Harry Stahl, der nicht mehr länger untätig bleiben konnte. Seine Gedanken drehten sich bestimmt um Dagmar Hansen, die ihm viel bedeutete.

»Nein!« hörten wir ihn reden. »Nein, verdammt! Das darf nicht geschehen. Das ist zuviel.«

»Harry«, sagte ich.

Er hörte nicht auf mich. Aber er schlug mit dem rechten Arm aus und erwischte mich, wobei ich noch das Pech hatte, auf dem falschen Fuß zu stehen.

Ich kippte zur Seite, fiel gegen Suko, der mit einem plötzlichen Stoß auch nicht gerechnet hatte, und beide landeten wir auf dem Böden.

Aber wir hörten Harrys Rufe.

»Halt aus, Dagmar! Ich komme! Ich hole dich - hole dich…«

***

Harry Stahl war wie von Sinnen. Er handelte nur noch gefühlsmäßig und nicht mehr rational, was auf der einen Seite nur zu verständlich war.

Aber wir konnten ihn auf keinen Fall in sein Unglück rennen lassen und waren praktisch gezwungen, die Verfolgung aufzunehmen.

So schnell wie möglich hatten wir uns wieder hochgerappelt. Danach wurde das Geschehen zu einem Wettlauf mit der Zeit, denn wir mußten Harry einholen, bevor er den Lichtteppich erreichte und dort entweder geholt oder getötet wurde.

Er rannte, als ginge es um sein Leben. Dabei rief er immer wieder den Namen Dagmar über die Lichtung. Er sprach davon, daß er sie liebte, daß sie zusammenbleiben wollten, aber seine Stimme versagte, denn das Laufen auf dem unebenen Boden strengte ihn an. Er kämpfte sich im wahrsten Sinne des Wortes vor, während Suko und ich ihm auf den Fersen blieben und nur allmählich aufholten, wenn überhaupt.

In diesem Fall gab es keine Waffen, die das andere Geschehen hätten beeinflussen können. Okay, mit einer Kugel ins Bein hätten wir ihn stoppen können, aber das wollte keiner von uns.

So jagten wir hinterher und hofften, ihn früh genug erreichen zu können.

Ob Thamar sich bereits in dem Raumschiff befand, bekamen Suko und ich nicht mit. Wir konzentrierten uns auf den Läufer. Andere Blicke hätten uns nur abgelenkt und uns auch Zeit gekostet.

Weiter, nur weiter!

Suko und ich waren gleichschnell. Sein Keuchen vermischte sich mit meinem heftigen Atmen. Ich bewegte beim Laufen den Kopf, und das vor uns liegende, starre Licht tanzte vor meinen Augen, ebenso wie

die gesamte dunkle Umgebung.

Es war nur zu hoffen, daß wir nicht in irgendein Maulwurfloch oder in einen dieser weichen Hügel traten. Wenn das geschah, war unsere Chance dahin.

Vor uns sahen wir Harry Stahl. Seine Gestalt bewegte sich ebenfalls hektisch und unkontrolliert. Er sah nur zu, daß seine Beine in Bewegung blieben, und sein heftiges Laufen übertrug sich ebenfalls auf die Arme.

Sie schlenkerten wie kaputte Windmühlenflügel auf und ab, schlugen manchmal gegen den Körper zurück, wo sie wieder abprallten, bevor sie den gleichen Weg erneut nahmen.

Zeit! Himmel - wieviel Zeit war vergangen?

Ich zumindest dachte nicht darüber nach, aber ich hörte plötzlich den wilden und gellenden Schrei unseres Freundes Harry. Ihm war das passiert, von dem wir bisher verschont geblieben waren. Ob er in ein Loch getreten oder ob er nur einfach gestolpert war, wir hatten es nicht mitbekommen, aber sein Schrei begleitete gleichzeitig den Fall nach vorn. Er segelte wie ein großer Käfer, dem die Flügel gestutzt worden waren, durch die Luft, bevor er aufprallte und sein Körper im hochwachsenden Gras verschwand.

Harry war sicherlich nicht ausgeschaltet, aber er würde Mühe haben, sich wieder aufzurappeln und weiterzulaufen.

Wir passierten ihn.

Hinter uns hörten wir ihn jammern und auch rufen. Keiner drehte sich um, denn der unheimliche Ort war bereits näher gekommen.

Nicht nah genug.

Wir hatten beide den Blick auf das UFO gerichtet, und wir sahen auch, daß sich keine Gestalt mehr in der Lichtgrenze befand. Also war auch Thamar in diesem Raumschiff verschwunden. Jetzt gab es nur noch eine Person: Dagmar Hansen.

Durch ihren Körper ging ein Ruck. Ein Zeichen, daß auch sie gehen wollte.

»Dagmarrrr!« Ein verzweifelter Schrei gellte hinter uns auf. Wir waren noch zu weit weg. Wir würden sie nicht stoppen können. Vielleicht durch eine Kugel, aber Ruhe wie auf dem Schießstand und das gute Licht gab es hier nicht. Außerdem hätten wir nicht gezielt feuern und Dagmar unter Umständen töten können.

Also keine Chance mehr?

Nicht für Suko.

Harrys Schrei war nicht mehr zu hören. Dafür ein anderer, der aber bestand aus einem Wort.

»Topar!«

Für mich war in den folgenden Sekunden Sendepause!

***

Nicht aber für Suko, der diese doch sehr kleine Spanne ausnutzen wollte, um so nahe an Dagmar heranzukommen, daß er sie von der Grenze des Lichtscheins wegzerrte.
Fünf Sekunden!
Er rannte. Er flog über den unebenen Boden. Vielleicht betete er auch darum, nicht ausgerechnet jetzt zu stolpern, denn die Frau vor ihm bewegte sich nicht. Sie war durch die Magie des Stabs, den Suko kurz berührt hatte, paralysiert worden.
Wieviel Zeit blieb ihm noch?
Er wußte es nicht, aber er war so nahe an Dagmar herangekommen, daß er sich aus dem Lauf heraus abstieß, flach über die Grasnarbe hinwegsegelte, wobei er die Arme vorgestreckt hatte und plötzlich gegen die Frau rammte. Er griff sofort zu. Umklammerte deren Beine, riß sie einfach um, so daß sie halb auf ihn fiel und plötzlich strampelte, denn in diesem Moment war die Zeit vorbei.
Auch ich bewegte mich wieder.
Ich sah mit einem Blick, was geschehen war. Mir war ebenfalls alles egal. Ich hetzte auf die beiden zu und bekam mit, daß Suko Mühe hatte, Dagmar zu bändigen. Ich wußte nicht, weshalb sie um sich schlug.
Wahrscheinlich stand sie unter Schock. Beide sahen vor dem Licht aus wie ein Schatten, und eine Schattenhand glitt in die Höhe, bevor sie nach unten raste und das Ziel haargenau traf.
Dagmar Hansen sackte zusammen. Sie fiel genau in dem Augenblick in die Bewußtlosigkeit, als ich die beiden erreicht hatte.
»Weg von hier!« schrie Suko. Er zerrte die Frau hoch, um sie über die Schulter zu wuchten.
Wir gingen beide nicht, denn auf einmal hörten wir das unheimlich klingende Brausen über unseren Köpfen. Automatisch schauten wir in die Höhe, denn wir rechneten mit einem Angriff.
Eine huschende Bewegung, von der Zeit her vergleichbar mit einem Wimpernschlag, sie reichte aus, um das UFO starten zu lassen. Es jagte mit einer für uns Menschen unvorstellbaren Geschwindigkeit davon, wurde zu einem winzigen Lichtpunkt und war weg. Eingetaucht in die unermeßlichen Tiefen des Alls.
Leider mit zwei Menschen an Bord, deren Entführung wir nicht hatten verhindern können, obwohl wir es möglicherweise geschafft hätten, wenn wir früher gestartet wären und uns nicht so hätten von diesem Raumschiff faszinieren lassen.
Wären, hätten, könnten… Es brachte nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Wir waren eben nicht perfekt, wir waren Menschen. Einer würde glücklich sein - Harry Stahl.
Er kam humpelnd auf uns zu. Wir hörten ihn keuchen. Er bewegte sich trotz allem hektisch, und als er uns erreicht hatte, sackte er auf

die Knie, wobei sich sein Gesicht schmerzhaft verzog, aber er hatte nur Augen für seine Kollegin.

Dagmar lag leblos im Gras. »Ist sie…?«

»Bewußtlos«, sagte Suko. »Ich mußte es tun.« Er grinste Harry an. »Soll ich mich dafür jetzt entschuldigen?«

Harry starrte ihn an. »Du alter Hundesohn!« rief er plötzlich und warf sich Suko entgegen. Er schlug ihm auf die Schulter. Sein schmerzendes Bein war vergessen, und ich mußte einfach lächeln und mich freuen, weil ich selten einen so glücklichen Menschen erlebt hatte…

***

Es dauerte nicht lange, bis wir gemeinsam in unserem Leih-BMW saßen und in die Dunkelheit starrten. Dieser Fall würde uns noch lange nachgehen, denn so etwas schüttelte man nicht so einfach ab. Geister aus der Zukunft waren erschienen, aber wir hatten sie nicht gesehen.

Zum Glück, so blieb der Spekulation Tür und Tor offen.

Und die Amerikaner?

Sie hatten verloren. Auch die gesamte elektronische Überwachung hatte nichts gebracht. Letztendlich waren wir doch schneller gewesen. Mitleid empfand ich mit den toten Agenten nicht, denn sie wären ebenfalls über Leichen gegangen.

Wer von ihnen Estelle getötet hatte, würde wohl immer im dunkeln bleiben, aber eine Psychonautin - Dagmar Hansen - hatte überlebt. Sie und Harry saßen im Fond des Wagens. Beide waren glücklich, und Dagmar hatte den Schlag gegen ihren Kopf längst vergessen. Manchmal müssen eben rauhe Methoden angewendet werden, um das Leben eines Menschen zu retten.

»Wohin?« fragte Suko, als er den Zündschlüssel berührte.

»Ins Hotel.«

»Gut - und dann?«

»Gönn ich mir ein, zwei oder auch drei herrliche Pils…«

»Na denn Prost!«

ENDE des Zweiteilers